Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

41. Jahrg. | Scottdale, Pa., 14. August 1918. | No. 33.



Gib mir die Kraft für heute,
Herr, mehr begehr' ich nicht,
Die Kraft zum Tun, zum Tragen,
Zum Handeln, zum Entsagen,
So, wie's dein Wort verspricht.

Gib mir das Licht für heute,
Dann geht's getrost und still,
Vom Geiste zubereitet,
Erleuchtet und geleitet
Dahin, wo Jesus will.

Gib mir den Mut für heute,
Dir alles zuzutrau'n,
Die Sorge für mein Leben
Heut' dir zu übergeben,
Auf dich allein zu schau'n!

So wirst du heut' mich tragen,
Und mehr bedarf's ja nicht;
Nichts kann mir heute fehlen,
Nichts darf mir heute quälen;
Heut' hab' ich Sonnenlicht.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Herr, ich lasse dich nicht!

Verbirgst du dich? Ich will von dir nicht lassen;
Verhüll, du mir, o Gott, dein Angesicht?
Mit ganzer Seele will ich dich umfassen,
Bis deine Stimme wieder zu mir spricht.

Ich will mich wie ein Kindlein an dich hangen,
Verfolgen will ich jede kleinste Spur—
Mir soll vor keinem Hindernisse bangen,
Bei Menschen such ich dich, in Feld und Flur.

Ach Herr, wo bist du? Hilf mir, dich zu finden,
Dem jeder Pulsschlag meines Herzens hört;
Nimm endlich mir vom Auge doch die Binden
Und scheuch die Wolke, die mein Hoffen stört.

Walter Kinkel.

Pniel.

1. Mose 32, 22—31.

Ein Gebetsringen unter schwerer körperlicher Anstrengung ist der in unserm Text beschriebene Kampf des Erzvaters Jakob bei Pniel. Es muß doch eine große Notlage gewesen sein, in der sich Jakob befunden, daß es zu einem eigentlichen Gebets k a m p f mit ihm kam. Jakob hat nicht gelebt ohne Gott, er führte ein Gebetsleben und Gott ist ihm nicht nur ein bloßer Nothelfer gewesen, wie so vielen, die von Gott nichts wissen wollen, ihn aber alsobald anrufen und kläglich zu ihm schreien, wenn die Not an den Mann kommt. Jakob hatte zu kämpfen gegen einen großen Erbfehler, der auch bei seiner wohlwollenden Mutter klar zutage tritt, als sie den Sohn beredete, ja ihm dazu behilflich war, den greisen, altersschwachen Vater hinters Licht zu führen, sich als den Erstgebornen auszugeben und sich dadurch des weitgehenden Segens des Patriarchen Isaaks zu versichern, wodurch er die Schuld auf sich lud, seinen Bruder Esau in seinen Ansprüchen zu verkürzen. Nicht Esau, trotz seines Erstgeburtsrechtes, das er für nichts geachtet, sondern Jakob war der Segen zugedacht, denn „ist nicht Esau Jakobs Bruder? spricht der Herr; und doch habe ich Jakob lieb und hasse Esau." Mal. 1, 2. 3.; vgl. Röm. 9, 13. Esaus irdischer Sinn und sein profanes Wesen boten keinerlei Bürgschaft für würdigen Gebrauch des göttlichen Segens. Aber Jakobs Fehler war, daß er nicht auf die Stunde Gottes zu warten imstande war, sondern jeweilen vermeinte, den lieben Gott in der A u s f ü h r u n g s e i n e s W i l l e n s n a c h h e l f e n z u m ü s s e n. Daher kam ihm immer Ungemach. Deshalb mußte er flüchten und zwanzig Jahre lang in der Fremde als ein Fremder dienen, denn auch Laban, obschon sein Onkel und Schwiegervater, wurde ihm fremd, weil er ihn neidete um seiner steten Bereicherung willen, wobei Jakobs Klugheit der Segenserfüllung nachzuhelfen jeweilen zutage trat. In dieser Ungeduld lag ein gut Stück Unglauben, das dem Herrn an Jakob nicht gefallen konnte, denn der Herr will ein g l ä u b i g e s Volk haben.

Jetzt steht Jakob an der Grenze der Heimat. Reich gesegnet darf er wiederkehren. Der Herr hat Labans Herz gewendet, daß er nicht anders denn freundlich mit Jakob reden durfte. Unterwegs wurden ihm die Augen geöffnet, daß er Gottes Schutzengel zu beiden Seiten seines Weges sehen durfte (Mahanaim). So wurde eine Wolke nach der andern verscheucht. Jakob hat seine Familie und seine Herden über den Jabok gebracht und blieb allein auf der andern Seite des Baches. Es drängte ihn, Gottes Angesicht im Gebet zu suchen, denn einer gewitterschangeren Wolke gleich stand vor ihm das kommende Ereignis der Begegnung mit seinem Bruder Esau. Wohl hat er ihm Geschenke entgegengeschickt, die Boten kehrten aber wieder zurück mit der Botschaft: „Dein Bruder zieht dir mit vierhundert Mann entgegen." Den Bruder bloß freundlich zu begrüßen, war das zu viel.

Dieser Umstand, dazu das erwachte Gewissen, das schon gesprochen hatte (vgl. Vers 12: „Errette mich von der Hand Esaus" usw) trieben ihn in das denkwürdige heiße Ringen mit Gott, aus dem Jakob als Sieger hervorging. Er fürchtete sich vor Esau, Gott mußte ihm in der Erscheinung eines feindlich gesinnten Mannes entgegentreten, um ihm nahezulegen: Du fürchtest dich vor Menschen, während du dich vor allen Dingen vor Gott zu fürchten hast. Hättest du Gott zum Freunde, was könnte dir irgend ein Mensch tun? In seinem Kampf und unter Tränen, denn Jakob kämpfte mit dem Engel (des Bundes) und ist obgelegen, denn er weinete und bat ihn (Hos. 12, 5), wurde es dem Jakob klar, daß, wo Gott vergeben hat, alle Wege sich ebnen und alle Not ein Ende hat. Er fühlt es auch in der Verrenkung seiner Hüfte, daß es nichts ist mit dem Vertrauen auf eigene Kraft und daß der Mensch sich nichts nehmen kann, es werde ihm denn gegeben von oben. Und somit legte er sich aufs Bitten: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Den, welchen er gewissermaßen bekämpft hat, erkennt er jetzt als den Segnenden. In dieser Erkenntnis und in seinem Bitten liegt sein Sieg über seinen Erbfehler. Mit Menschen hat er gekämpft und ist obgelegen, ist durchgedrungen mit seiner natürlichen Gesinnung, aber Gott gegenüber ist der alte Jakob unterlegen und der wahre Jakob zum Sieg über sich selbst hindurchgedrungen, nachdem er ein Israel, ein Gotteskämpfer, geworden war. Jetzt ist er erst im Vollsinne eine Gesegneter des Herrn, jetzt nachdem er P n i e l, d.h. G o t t e s A n g e s i c h t gesehen, kommt er doch vor wie einer, der von langer Krankheit gesunden durfte. Und wie nach nächtlichem Kampfe die Sonne aufging, so leuchtete ihm von nun an die Sonne in dem huld- und gnadenreichen Vaterantlitz Gottes. Und wenn er fortan auch hinken muß, was verschlägt's, wenn der Herr sein Stecken und Stab ist und ihn nunmehr sicher und seliglich führt mit seiner Rechten und ihn endlich mit Ehren annimmt? Hast du, lieber Leser, auch schon dein Pniel erlebt? —Ausgew.

Ein Liebesdrang, andere zu retten.

Man sollte es als natürlich, als ganz selbstverständlich betrachten dürfen, daß jeder durch Christum gerettete Mensch einen Liebesdrang in sich verspürte, andere zu Jesu zu führen, damit auch sie gerettet werden mögen. So war es schon bei den ersten Jüngern Jesu, und so ist es noch immer gewesen, wo das Herz mit der rechten Liebe Jesu erfüllt und durchdrungen wird. Wir lesen von zwei der Jünger Johannes des Täufers, daß sie durch ihn auf das Lamm Gottes hingewiesen wurden und Jesu zögernd folgten. Von dem Herrn in seine Wohnung eingeladen, brachten sie den Abend mit ihm zu und wurden von ihm als Jünger gewonnen. Kaum war dies geschehen, finden wir auch, daß aus dem ersten Jünger sofort der erste Missionar wurde. „Andreas findet am ersten seinen Bruder Simon unnd spricht zu ihm: Wir haben den Messias gefunden." Eine solche Verwandlung, die augenblicklich aus dem, der Christus im Glauben annimmt, einen Herold des Kreuzes macht, sollte in jedem Fall stattfinden. „Wir glauben, darum reden wir", sollte die normale Entwickelung des christlichen Lebens von Anfang an bezeichnen. Man sollte das besonders auch in unsern Versammlungen mehr wahrnehmen dürfen, und wo eine gründliche Bekehrung stattgefunden und das neue Leben aus Gott das Herz erfüllt, wird es auch geschehen.

Die ganze christliche Geschichte zeigt uns, daß im Herzen derjenigen, die Christus annehmen, ein natürlicher Drang geboren wird, andere mit dem, was wir gefunden haben, bekannt zu machen. Jesus gab dem Andreas keine Anweisung, andere zu ihm zu führen. Sein Herz aber war voll, und er konnte es nicht lassen, von dem zu reden, was er erfahren hatte. Ist dieser Drang bei uns nicht so stark, daß er uns treibt, andern mitzuteilen, was wir erfahren haben, so haben wir Ursache, uns zu prüfen, ob wir wirklich von Herzen gläubig geworden sind. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Lieben wir Jesus von ganzem Herzen, so müssen wir davon reden. Das in unserm Herzen glühende Feuer muß sich weiter mitteilen.

Der Drang, die Wahrheit zu verkündigen, wie sie in Christo Jesu ist, ist aber auch die Folge eines normallen Verhältnisses zu unsern Brüdern, und das sind alle Menschen. Lieben wir andere, unsere Brüder, die das Evangelium, welches uns selig gemacht, nicht haben, wie

wir sie lieben sollten, dann wird es uns nicht möglich sein zu schweigen; wir können unsere Hände nicht in den Schoß legen und ruhig zusehen, wie sie verschmachten. Die Welt verschmachtet aus Mangel an Brot des Lebens, und sollten wir, die wir es haben, denen es nicht mitteilen, die darben und sterben?

Die Tatsache, daß Andreas zuerst zu seinem Bruder ging, mag uns den Weg zeigen, auf dem auch wir dem Drange des Missionsgeistes, der in uns ist, folgen sollten. „Gehe hin und sage den Deinen, wie große Dinge der Herr an dir getan hat," war des Herrn Weisung an den Gadarener, den Jesus geheilt hatte und der ihm nun aus Dankbarkeit nachzufolgen begehrte. Manche Jünger Jesu finden es viel leichter, außer dem Hause als daheim für den Herrn zu zeugen. Manche von ihnen sind in der Sonntagschule und im Missionswerk tätig und vielleicht auch erfolgreich, während ihr Leben im Familienkreise keinen seligmachenden Einfluß ausübt. Das sollte nicht so sein! In solchen Fällen haben wir Ursache, aufs neue zu untersuchen, ob wir im Glauben stehen und Christus in uns ist.

Was war die Botschaft, die den Andreas drang, sie seinem Bruder Simon zu bringen? „Wir haben den Messias gefunden." Keine überzeugenden Argumente, keine logischen Schlüsse, sondern eine lebendige Ueberzeugung, eine persönliche Herzenserfahrung war es, der Andreas in diesen einfachten, schlichten Worten Ausdruck gab, und die war unwiderstehlich, selbst wieder überzeugend. Wir haben oft die Wahrnehmung gemacht, wie wirksam es war, wenn Neubekehrte im Feuer der ersten Liebe zu den unbekehrten Freunden persönlich redeten und ihnen die frohe Botschaft mitteilten, daß sie Jesus gefunden. Es machte das nicht selten mehr Eindruck als die ernsteste Predigt.

In einer Missionsrede sagte der Redner unter andern Dingen, daß eine Abnahme am persönlichen Eifer im Werke Gottes unleugbar sei. Wenn auch im allgemeinen für die Mission viel getan werde, so fehle es an der persönlichen Arbeit, an dem lebendigen Zeugen des einzelnen für Jesus. „Das große Heilmittel zur Hebung dieses Uebelstandes," sagte er dann wörtlich, „ist eine weit verbreitete, kraftvolle, wahrhaftige, biblische Proklamation des Namens unsers Herrn Jesu Christi. Wollen wir eine Ausbreitung des Reiches Gottes haben, so müssen wir den Herrn verherrlichen, und zwar zuerst und vor allem in unserem eigenen Herzen. Wir haben dieselben Segnungen nötig, wie sie in früheren Jahren über uns kamen. Stellen wir Christus voran, verherrlichen wir ihn, verkündigen wir ihn als Gottes Botschaft an die Menschen, so wird es uns am Durst nach Seelen nicht fehlen. Womit sonst könnten wir vor die gottentfremdete Welt treten, als mit diesem Namen, der über alle Namen ist im Himmel und auf Erden und in dessen Namen sich einst alle Kniee beugen müssen und alle Zungen bekennen, daß er der Herr sei! Laßt uns nicht ruhen, bis Christus, der lebendige, gegenwärtige Christus, als Hauptbeweggrund für alle unsere Missionsunternehmungen uns immerdar vor Augen steht." Das sind beachtenswerte Worte, die nicht nur von allen Reichsgottesarbeitern, sondern von jedem Jünger Jesu, der geschmeckt und gesehen, wie freundlich der Herr ist, beherzigt werden dürften. **Wbl.**

Sei ein Missionar zu Hause.

Vor mehreren Jahren wohnte in der Stadt New York ein deutsches Dienstmädchen, welches sehr besorgt war, nach dem Auslande als Missionarin gesandt zu werden. Eines Morgens, nachdem sie wie gewöhnlich zu Gott gebetet hatte, daß er sie als Missionarin senden möchte, schien sie des Herrn Stimme zu hören, die zu ihrer Seele in der etwa folgenden Weise redete:

„Wo bist du geboren?" „In Deutschland."

„Wo bist du jetzt?" „In Amerika."

„Wer wohnt in dem nächsten Zimmer?" „Ein schwedisches Mädchen."

„Ist sie eine Christin?" „Nein."

„Wer wohnt in der Etage unter dir?" „Eine irische Familie."

„Sind sie Christen?" „Nein."

„Wer wohnt im nächsten Hause?" „Italiener."

„Hast du je schon Missionsarbeit in deiner Nachbarschaft getan?" „Nein".

Lieber Leser, hast du je schon diese Art Erfahrung gemacht? Hast du mitunter auf große Gelegenheiten gewartet und darum gebetet, — und zur selben Zeit deine Pflicht gegen deine Nachbarn und Freunde vernachlässigt? Wenn du die scheinbar kleinen Pflichten des Lebens wahrnimmst und sie getreu erfüllst, so wirst du dich selber für eine „verantwortlichere Arbeit" ausrüsten und vorbereiten. Wenn du ein Evangeliumsarbeiter sein willst, so fange an, dich fleißig zu beschäftigen. Es gibt immer und überall viel zu tun und vortreffliche Gelegenheit.

Huetterthal.

Eingesandt von Elias Walter.

Fortsetzung.

Von dieser Zeit an hatte die Gemein keine Ruhe mehr von den umherstreifenden Räubern. Mußte also die Woche nach Neujahr mit Weib und Kind samt dem Vieh in den Wald ziehen, obgleich es Winter war. Sieben bis acht Brüder blieben in den Häusern, damit nicht der Pöbel sie anzündete.

1770, den 21. März drohte uns eine neue Gefahr. 2.000 Türken kamen über die Donau nach Dschurschu. Von hier brachen sie des Abends auf, ritten die ganze Nacht und waren am andern Morgen um 7 Uhr schon bei uns. Sie kamen von allen Seiten hergesprengt, sprangen von den Pferden und nahmen vier Brüder und eine Schwester mit sich. Da wir ihnen aber auf ihrem Zuge beschwerlich waren, fragten sie, wer wir seien und woher. Als sie alles erkundet hatten, ließen sie uns los mit dem Versprechen: Fürchtet euch nicht; den Deutschen soll kein Leid geschehen. Wir aber trauten ihnen nicht, sondern zogen zu den unsern in den Wald.

Bald darauf hat man gesehen und gehört, wie diese Türken mit einem großen Raube an Menschen zurück kamen. Da hörte man jämmerliches Geschrei, aber kein Erbarmen war vorhanden; alles wurde fortgetrieben. Als die Feinde zu unserm Hause kamen, dachten sie es mit uns auch so zu machen, fanden aber unser Haus leer und mußten abziehen. Wir aber dankten dem Herrn für die gnädige Rettung.

Also konnte man einsehen, daß hier kein Bleibens möglich sei. Denn auch zu Friedenszeiten war dieses Volk räuberisch.

Der besagte Raub wurde nach Dschurschu gebracht, allwo Tags zuvor türkische Kaufleute angekommen waren. Einige kauften Vieh, andere Menschen. So wurde das Elend dieser Gefangenen immer größer, und sie mußten nun in die völlige Sklaverei. Die beste Mannschaft wurde zu 70 bis 80 Lee verkauft (ein Lee macht 60 Kopeken—also nach dem gewöhnlichen Kurspreis 30 Cents). Die Alten verkaufte man etwas wohlfeiler. Solches hat uns ein Walache selbst erzählt, der auch gefangen war und schon an den dritten Herrn verkauft gewesen sei. Er ist aber des Nachts entronnen und wieder glücklich in seiner Heimat angelangt. Da wir nun sahen, daß hier nicht länger zu bleiben sei, standen wir im Vornehmen, weiter zu ziehen, wenn wir nur wüßten wohin. Dieses unser Vornehmen stellten wir dem General Sametin vor, welcher mit dem russischen Kriegsvolk gegen die Türken in der Walachei lag. Dieser gute Mann hatte herzliches Mitleiden mit uns und gab uns den Rat, nach Kleinrußland zu ziehen. Er versicherte uns auch, daß da völlige Religionsfreiheit sei. Wir überlegten diese Sache und prüften sie vor dem Herrn und fanden sie für gut. Gedachter Herr Sametin gab uns auch ein paar Ochsen und einen Wagen auf den Weg, versah uns auch mit einem richtigen Paß.

1770, den 10. April, geschah es, daß unser kleines Häuflein aufbrach. Wir gingen zuvor noch einmal in unsere Häuser, um noch einige Sachen, die übriggeblieben waren, zu holen. Schön und lieblich war die Gegend, besonders in dieser Jahreszeit. Die Bäume blühten, die Vögel sangen, das Gras stand im schönsten Wuchse, so daß es uns fast schwer fiel, unsere Häuser und die schöne Gegend zu verlassen. Die Zeit, die wir in der Walachei gewohnt haben, ist zwei einhalb Jahre; und haben auch hier nicht

viel Freud erlebt, wie vorher gesehen wurde.

Der gedachte Sametin riet uns, auf dem Zuge mit dem Herrn Feldmarschall Graf von Romianzow zu sprechen, der uns seine Hilfe und guten Rat nicht versagen würde. Dieses geschah auch. Wir hatten fünf Wagen, jeder war mit ein Paar Ochsen bespannt. Unsere Kühe und Schafe nahmen wir auch mit. Wir reiseten also gegen Sonnenaufgang Bukarest vorbei und kamen des 6. Tages nach der Stadt Wusaa. Hier waren Soldaten und Bewohner in großer Furcht, weil sie gehört, daß die Türken wieder ausfallen. Dieses ist vier Tage nachher auch wirklich geschehen. Die Soldaten wurden niedergemacht, die Einwohner aus der Stadt und den umliegenden Dörfern wurden gefangen genommen. Da wir die Nachricht erhielten von dem Vornehmen der Türken, zogen wir von der Landstraße auf die Seite am Gebirge in ein Tal und blieben da zwei Tage bis der Schrecken vorüber war. Spürten also wieder, wie sichtbar uns der Herr gerettet hatte, daß wir der Gefahr entronnen waren.

Auf dieser Reise haben wir wieder viel Ungemach gelitten; oft bei Regen und Sturm im Freien genächtigt. Unsere Speise war „Balukus" (das ist von Buchweizenmehl zu dickem Brei gekocht) und süße Milch, welche wir von unsern Kühen und Schafen erhielten. Daher uns diese auch sehr nützlich waren. An Brot war nicht zu gedenken; es war nirgends zu bekommen, daher man froh war, wenn man Hirse und türkischen Weizen hatte. Manchmal wurde gesprochen: „Ach wäre einmal wieder die Zeit, daß wir uns mit Brot sättigen könnten, und Herbergen usw. hätten, wie froh wollten wir sein!

Als wir an die polnische Grenze kamen zur Stadt Hatin, trafen wir den vorgenannten Graf Romianzow mit den russischen Heeren an. Dieser Herr riet uns, auf seine Güter zu ziehen, welche in Kleinrußland lagen. Er versprach uns auch Vorschuß zu leihen, Acker und Wiesen usw. zu geben, für welches wir Tribut bezahlen sollten. Nachdem wir dieses Anerbieten reiflich geprüft hatten, willigten wir ein. Es wurde ein Kontrakt geschlossen, dessen Inhalt hier folgt:

„Vorteile, welche denen Kolonisten, die sich unter Wischinka niederzulassen gedenken, zugestanden werden.

1. Ihre völlige und freie Religions-Uebung; auch sollen sie nie gezwungen werden, weder vor Gericht noch sonsten Eide zu leisten.

2. Sollen sie nie zu Kriegsdiensten genommen werden.

3. In ihrer Gemeinschaft sollen sie von niemands beeinträchtigt werden, und ist ihnen unverwehrt, gemeinschaftlich zu arbeiten und die Steuer abzutragen.

4. Es werden ihnen fünf Freijahre zugestanden.

5. Das Nötige soll ihnen vorgeschossen werden, und zwar der ganzen Gemein auf einen Tag 1 Scheffel Mehl.

6. Zur Reise werden ihnen 30 Rubel zugestanden und bei ihrer Ankunft in Wischinka das Notwendige. Ueberdem soll ihnen Geld und Holz zum Bauen vorgeschossen werden. Für die ihnen anzuzeigenden Stellen zum Ackerbau, Heu, Ernte und Gärten zahlen sie nach verflossenen Freijahren etwas Gewisses.

Einem Jeden unter ihnen wird erlaubt, seine Nahrung frei zu treiben. Sie sollen in keine Zech verwilligt werden. Und dasjenige, welches sie verfertigen, ist ihnen vergönnt ohne Hindernisse zu verkaufen.

Ihre Freiheit soll ihnen auf keine Art benommen sein, und wenn es etwa dem Eigentümer des Guts oder ihnen selbst nicht mehr gefallen sollte, länger unter erwähntem Gut zu bleiben, so soll ihnen ihr Abzug zwar gestattet sein, jedoch müssen sie nach Abtragung des ihnen geschehenen Vorschusses sich auch den zehnten Teil ihres dort erworbenen Vermögens abziehen lassen.

Nach den Freijahren bezahlen sie „die Zins" für Acker und Wohnung in baarem Gelde.

Zum Heumachen werden ihnen sogleich 80 Fuhren Heu für ihr Vieh angezeigt.

Da sie mit der Erbauung der ihnen nötigen Wohnhäuser bis auf den Winter nicht fertig werden können, so werden sie ihnen unterdessen angezeigt.

Im Lager am Prut.

Im Monat Juni 1770. Romianzow.

Als dieser Kontrakt geschlossen war, hat Herr Romianzow uns einen Wachtmeister mit zehn Kosaken geschickt, die uns durch Polen bis auf seine Güter begleiteten.

Nun ging die Reise besser. Kamen wir nahe an ein Dorf, so schickte der Wachtmeister zwei Kosaken, die bestellen mußten, daß des Feldmarschalls Leute kämen, sie sollten so und so viel Essen oder Quartier zur Nacht usw. besorgen, welches von den Behörden treulich ausgerichtet wurde. Wenn wir ankamen, war schon Brot, gekochtes Essen usw. alles fertig, daß uns nichts mangelte.

Wir kamen also glücklich den 1. August desselben Jahres an dem Flusse Deßna an. Von der Oekonomie wurde uns alles Nötige gereicht, laut Kontrakt. Der Wintersame wurde bestellt, Heu gemacht für das Vieh usw. Es wurde der Gemein noch dieses Jahr eine Stelle angezeigt, wo sie sich niederlassen sollten und anfangen, ihre Wirtschaften einzurichten. Noch in diesem Jahr wurde ein Stall für das Vieh gebaut, ein Wohnhaus angefangen, aber nicht vollendet, daher sie in herrschaftlichen Häusern winterten.

Im Jahre 1771, den 20. Juli, ist die ganze Gemein auf ihr Gut gezogen, und den 24. Juli wurde die erste Predigt gehalten in dem neu erbauten Hause. Im Jahre 1772, den 16. April, ist das heilige Abendmahl unterhalten wurden, welches in den vorigen Jahren '70 und '71 wegen der Unruhen nicht geschehen ist.

Im Jahre 1772 reisete der Bruder Paul Glanzer zurück nach Hermanstadt und brachte den hinterlassenen Gefangenen Nachricht, wo die Gemeine geblieben war, welche sich darüber herzlich freuten. Glanzer durfte sich aber nicht öffentlich sehen lassen, um nicht gefangen zu werden. Seine Frau, sein Bruder, seine Tochter und mehrere andere lagen hier noch gefangen. Der Bruder Glanzer nahm endlich Abschied von allen Lieben und reisete wieder auf Wischinka zu. Er nahm seinen Weg durch die Walachei über Bukarest. Hier kamen ihm zwei Schwestern aus dem gedachten Gefängnis nach, die entlaufen waren. Diese drei kamen zur Gemein nach Wischinka im Jahre 1772, den 9. Juli. Die Frau des Glanzer kam später zu der Gemein. Es schien, als hätte der Herr besondere Absichten damit, daß diese Frau so lange sitzen mußte. Es wurde von der Kaiserin entschieden, daß die Gefangenen, welche um des Glaubens willen gefangen waren, ihr Vermögen sollte werden, und sie dann aus dem Land zu schicken. Die gedachte Frau des Glanzer erhielt auch ihr Vermögen, kam nebst ihrer Tochter und andern Freunden, die schon gedacht worden, zu der Gemein, gab dieses Vermögen in die Gemeinschaft, womit die Gemein ihre Schulden am Grafen auszahlte, welches im Anfang war angeliehen worden. 1772, den 21. Dezember.

Im Jahre 1772 bis '79 hat die Gemeinde sich in Ansehen sehr gebessert. Es fing gleich im Anfang an mit der Weberei gut zu gehen. Auch wurde das Töpferhandwerk eingerichtet, wovon der gedachte J. Stahl Meister war. In dieser Zeit wurde auch das Schneiderhandwerk angefangen zu treiben. Schumacher, Gerber, Hutmacher usw., alle Handwerke wurden in regem Fleiß getrieben.

Fortsetzung folgt.

[illegible]ereinigte Staaten

California.

733 Central Ave., Los Angeles, California, den 22. Juli. Gruß mit 1. Joh. 5, 4. Werte Leser der Rundschau, Kinder und Großkinder, Verwandte und Freunde! Mein Schreiben ist ja hauptsächlich, um Euch allen zu berichten, daß ich verunglückt bin auf der Car und ziemlich hilflos war und niemand hatte, der mich verpflegen konnte. Im Hospital konnte ich nur solange sein, bis sie die Stiche aus der Wunde genommen hatten, weil ich nicht zu bezahlen hatte. Am Kopf hatte ich eine bedeutende Wunde und war überhaupt sehr verstaucht doch nichts gebrochen. Lobet mit mir den Herrn.

Die Ursache zu meinem Unglück war, daß der Motormann die Car losließ ehe ich eingestiegen war, und so hat die Car mich umgeworfen. Es war am 4. Juli, und ich war auf dem Wege zur Gebetstunde in der Mennonitischen Mission, wo die Missionsgeschwister P. W. Penner in der Arbeit des Herrn ange-

stellt sind und, gottlob, auch nicht ohne Erfolg. Ich denke, in Canada, besonders in Manitoba, werden sich noch viele ihrer erinnern. Diese haben sich denn auch meiner angenommen. Weil mein Sohn Bernhard auf der Ranch schafft, so bin ich jetzt in ihrer Pflege. Wer sich gedrungen fühlt, an mich zu schreiben, der adressiere: 227 So. Ave. 20, Los Angeles, California. Es wird lange nehmen, bis ich hergestellt bin, denn ich bin nicht mehr jung. Aber lobet mit mir den Vater, der seinen Engel gesandt hat, daß ich nicht gleich gar aus war. Ich habe es wieder erfahren dürfen, was der Dichter singt und was auch mein Lieblingslied ist: „Jesus führt mich allerwegen, Seele, was verlangst du mehr?“

Im Uebrigen ist ja nichts Neues vorgefallen; Sterben und Geborenwerden, Krieg und Pestilenz und Erdbeben sind ja Zeichen der Zeit, und der Heiland sagt in Matth. 24, 21 daß es dann eine große Trübsal sein wird, und wenn die Tage nicht verkürzt würden, würde kein Mensch selig. In Luk. 21, 28 usw. ist für die, welche ausharren, auch ein Trost. Und doch wissen wir, daß uns hier keine Freudenzeit bevorsteht, aber wir haben die Gnade Christi Jesu, darum lasset uns wachen und beten, auf daß der Heiland uns würdigen kann, diesem allen zu entfliehen. Ein nochmaliger Gruß mit Matth. 25, 35 usw. Euer aller geringste Pilgerin

Sarah Giesbrecht.

(Den Dollar für die Rundschau richtig erhalten. Dank für die Erneuerung des Abonnements. Wir bedauern den Unfall. Möge der Herr Gnade geben zur Heilung. Ed.)

Michigan.

Midland, Michigan, den 24. Juli. Liebe Leser und Editor! Gottes Segen zum Beginnen und Vollenden unsers Unternehmens!

Ich muß berichten, daß wir dieses Frühjahr sehr kaltes Wetter hatten, wodurch das Wachstum der Frucht sehr gehindert wurde und vieles, wie Gurken und Bohnen zurückgeblieben ist. Nun aber, mitte Juli, ist eine unausstehliche Hitze.

Die Heuernte war vorzüglich. Die Witterung war wie angepaßt, aber der Ertrag ist ein kurzer, weil der vorige allzukalte Winter viel Klee und anderes vernichtete. Alles deutet darauf hin, daß das Heu sehr teuer sein wird, wozu der Krieg auch noch behilflich ist. Winterweizen ist ein Fehlschlag; über die Hälfte wurde umgepflügt, und was blieb, ist zur Hälfte Trespe. Roggen ist besser, war mehr widerstandsfähig. Er ist zwar auch dünn, aber ohne Unkraut. Sommerweizen verspricht eine sehr gute Ernte, wenn nur viel eingesät worden wäre. Da aber der Same schon schwer zu erhalten war, ist nicht genügend gesät worden. Hafer verspricht auch eine gute Ernte. Und dennoch ist der Preis für alten über siebzig Cent. Corn ist des nassen und kalten Frühlings halber sehr hinten geblieben.

Heute, den 26. Juli, hatten wir nachts einen schönen Regen, der beinahe ganz ohne Gewitter verlief. Man kann nicht genug dankbar sein für des Herrn Güte, da er uns doch nicht gänzlich verläßt sondern, wie der Psalmist sagt, Regen gibt zu seiner Zeit. Alles ist im schönsten Wachstum. Tage und Nächte sind auch warm genug. Es ist nur sehr schwer für die, die den ganzen Tag der Hitze ausgesetzt sind, zwar nicht so schwer für den Landmann als für den Fabrikarbeiter, der im geschlossenen Gemäuer arbeiten muß und dabei noch in der Eile ist, weil er für die Regierung arbeitet, wo es Eile erfordert. Amerika war seit jeher in Eile, aber weil es im Kriege ist, noch viel mehr. Die Stadt Midland hat eine sehr große Chemikalien-Fabrik, die größte in den Vereinigten Staaten soll es sein. Ich bin dessen aber nicht ganz sicher. Etwa 3000 Mann sollen drin arbeiten. In derselben werden alle Sorten Farben, Medikamente und viel verschiedene Sachen, die alle einen hohen Namen führen, gemacht. Auch werden viel giftige Gase gemacht, die über das Wasser geschickt und im Kriege verwendet werden. Es sind auch einige zu Tode gekommen beim Verfertigen dieser Gase. Vorigen Montag starb der zweite in zwei Wochen, der von dem Gift im ganzen Körper durchdrungen war. Es wird in Englisch Blister gas genannt, weil es, wenn irgend eine Röhre einen kleinen Leck hat, dem eine unmerklich kleine Menge Gas entströmt und dieses in Berührung mit der Haut kommt, Blasen erzeugt. Zuerst hat man unausstehliches Jucken und nach einigen Stunden finden sich Blasen auf der Haut. Mein ein verheirateter Sohn, der unter Draft war und zum Militär sollte, wurde losgelassen und schafft nun für die Regierung in der Abteilung für giftige Gase. Er wurde auch davon betroffen an einer Hand und Bein, weshalb er zwei Wochen im Fabrikhospital zubringen mußte um geheilt zu werden. An den betreffenden Körperteilen ging die Haut ab unter sehr brennenden Schmerzn und hinterließ ganz rote Flecken. Die Fabrik hat ihr eigenes Hospital und auch mehrere Aerzte und Pflegerinnen. Sie sind sehr zuvorkommend und tun ihr Bestes um Heilung zu bringen.

Von allen Seiten strömten Leute nach Midland, um hier Arbeit zu finden. Die Wohnungen sind sehr rar. Die Fabrik baut über 500 Häuser. Ganz neue Stadtteile entstehen, und es ist noch kein Ende zu sehen, wann es aufhören wird. Ich selbst lasse ein Haus bauen. Als noch nur bloß die Cementblöcke gelegt wurden, fanden sich schon Mieter, die es renten wollten. Es ist ein „Buhm“, wie ich ihn seit ich im Lande bin, nicht gesehen habe. Ob es so anhalten wird?

Schon viermal mußte unsere Stadt Rekruten liefern. Auch drei meiner Söhne sind unter Draft. Zwei sind zurzeit noch davongekommen, weil sie dringend benötigt sind in der Fabrik, der dritte aber, der am 5. Juli registriert hat, wird wohl gehen müssen, weil er der stärkste von allen meinen fünf Söhnen ist. Vorigen Montag gingen von hier 20 nach Camp Custer, Michigan, vom Depot ab. Da war ein Jammern und Weinen. Die Tränen hatten ihren freien Lauf. O welch ein Herzeleid! Darunter waren einige amische Mennoniten, denen man es am Gesicht absehen konnte, daß es ihnen auch schwer zu Herzen ging. Ob sie werden Waffen tragen müssen, ist mir unbekannt.

Wir flehen und bitten, daß dieser grausame Krieg ein Ende nehmen möchte. Liebe Leser, die Trübsal ist groß, und die Welt ist verstockt; sie findet Gefallen am Unrecht und Gottlosigkeit. O möchten wir nur treu zu ihm stehen und alle Leiden mit Geduld tragen und nicht wankelmütig werden!

John Kaweck.

Canada.

Manitoba.

Winkler, Manitoba, den 26. Juli. Weil sich schon oft Leser ausgedrückt haben, daß sie gerne die mancherlei Verschiedenheiten lesen aus den vier Winden, und ich mit ihnen darin stimme, so will ich von hier etwas hören lassen. In der Pfingstgeschichte, welches Fest wir ja unlängst gefeiert haben, waren recht wertvolle Sätze. Auch im Wahrheitsfreund fand man gute Anleitung. Oft fehlt wohl, wie wir lesen in Eph. 5, 18, der letzte Teil. Aber das erste muß auch vorne sein, nicht allein von der Gnadenfülle Gottes. Wir lasen auch sehr Nützliches und Tiefgehendes in No. 26 von der Achanssünde, wobei man wohl dachte, ob die nicht auch jetzt unter den Gläubigen, im Christenvolke sich mehr und mehr erkennbar macht, und ob die nicht auch in der Jetztzeit viel dazu beiträgt, daß die Gerechtigkeit so schmerzlich und mit so großem Elend eingreifen muß. Unlängst las ich in einem christlichen Blatt, wo der Schreiber sagte, daß dies zum großen Teil die Ursache sei. Etwas mit andern Worten lesen wir im 14. Vers des 7. Kapitels in Josua, wo er ihm fest entgegentritt und sagt: Leugne nicht. In 1. Kön. 21 finden wir von dem Vorsteher vieles und im 19. Verse wird er zur Erkenntnis gebracht. In 1 Sam. 15 lesen wir ähnliches von dem unaufrichtigen Saul, aber in Vers 23 wird ihm eine Richtschnur gegeben. Wenn wir dann weiter gehen und lesen im Neuen Testament, Apg. 5, wo sie damals sozusagen in der Gegenwart des heiligen Geistes waren und miteinmal eine so große Sünde begangen wurde, Vers 1. 2. aber in Vers 3 wird die Unaufrichtigkeit und Lüge klargelegt. Wenn es damals in der Blütezeit vorkam, können wir da nicht mit viel Recht annehmen, daß es heute so ist? Heute wird es oft vertritten oder beschönigt.

Im Anfang des Frühjahr haben ja verschiedene Leser berichtet, wie die Witterung hier war, nämlich starker Wind. Einige schrieben wohl schon im murrenden Ton, aber wir lesen in Psl. 148, 8 daß der Herr auch die Sturmwinde braucht, sein Wort auszurichten. Wir wären wohl lieber zufrieden mit einem sanften Säuseln, aber das reicht nicht immer aus, das Wort des Herrn auszurichten. Die Zeiten ändern sich. So hat es auch hier gegangen. Wir haben oft Regen, in den letzten Tagen sehr schön und viel, und auf den Feldern sieht einiges Getreide prachtvoll und so auch in den Gärten. Wir fühlen uns vom himmlischen Vater recht väterlich versorgt durch mancherlei Segnungen. Ehre sei Gott!

Krankheitsfälle sind in der Nähe auch. A. Born in der Nähe von Winkler ist sehr leidend. Er sagte, als ich ihn kürzlich besuchte, er hätte Lust abzuscheiden, aber er wolle auch geduldig warten bis die Stunde komme. Die Besuche waren selten. Ja wie viel Unterlassungen von denen, die noch können. Prediger H. Hildebrand liegt auch schwer krank. Kürzlich fuhren Nachbar Dörksen und ich ihn besuchen. Wir fanden ihn schon etwas besser, konnte schon ein weniges essen. Er sagte, er habe einen sehr hohen Berg zu übersteigen gehabt, aber der Herr habe auch da einen Heilsweg. Und sehr schön sei es, daß er habe seine Augen aufheben können zu den Bergen von wannen auch ihm Hilfe geworden. Wie herrlich ist es, wenn man am Krankenbette so deutlich vernehmen kann, was wir im 2. Kap. Vers 6—16 lesen, besonders 10—12. Voriges Jahr mußte er für Geschwister H. Enßen die Leichenrede halten, und dieselbe war sehr passend und erbaulich, und die so schwer Betroffenen waren sehr getröstet. Vielleicht kann er noch wieder seines Amtes warten. Das Feld ist groß und weiß, und wenig der Arbeiter. Viele wollen nicht den Krug stehen lassen und helfen, die ganze Wahrheit sagen.

Das Wetter ist günstig. Ehre sei dem Herrn!

Joh. Wiebe.

Manitoba.

Morden, Manitoba, Box 293, den 28. April. Werter Editor und Leser der Rundschau! Immer, wenn ich zu meinem Nachbar gekommen bin und da die Rundschau getroffen habe, ist es mir so gewesen, als wenn ich mit guten Freunden zusammengekommen sei, weil ich aus derselben so viel erfahren habe. Ich besann mich also und gab an Franz Gerzen, Morden, die Bestellung für ein Exemplar Rundschau ab und den 26. April erhielt ich die erste Nummer derselben, wofür ich sehr dankbar bin. Mein Vater hat dies Blatt so ungefähr vor 30 Jahren gehalten. Sein Name war Peter Wiebe und wohnte in Schöndorf, Morden, Manitoba. Bitte, lieber Editor, wenn es nicht zuviel ist, in der Rundschau zu berichten, welche Jahre und wieviel Jahre er die Rundschau gehalten hat. (Leider kann ich das nicht, da die Rundschau erst seit September 1908 vom Mennonite Publishing House hier herausgegeben wird, und wir keine Listen von den früheren Herausgebern in Elkhart, Indiana, haben. Ed.)

Mein Vater ist seit Weihnachten 1917 zwei Jahre tot, und wir hoffen, daß er nun ruht von seiner Arbeit und Kreuz und Leiden, und freuen uns daß er nicht berührt wird von dem großen Kriege, der jetzt in der Welt im Schwange geht. Möge der König aller Könige ein Ende machen mit dem Kriege und uns Sündern allen gnädig sein!

Unser Gesundheitszustand ist nicht auf's beste, da unsere alte Mutter schon vom Herbst an an Wassersucht gelitten hat und immer noch nicht ganz gesund werden kann. Wir hoffen, daß der liebe himmlische Arzt ihr zu seiner Zeit die Krankheit abnehmen wird. Und sollte sie in dieser Zeit sich schon nicht mehr der vollkommenen Gesundheit erfreuen, so wird es doch gewiß in jener seligen Ewigkeit geschehen, wo keine Krankheit, kein Trauern, keine Trübsal mehr sein wird, sondern Freude die Fülle und liebliches Wesen immer und ewiglich.

Den 2. August. Nachdem wieder eine geraume Zeit verflossen ist seit ich angefangen habe zu schreiben, so will ich noch etwas hinzufügen. Der Gesundheitszustand ist auch jetzt noch nicht ganz gut. Die Ernteaussichten sind soweit gut. Wenn es vor Schaden bewahrt bleibt, können wir noch eine mittelmäßige Ernte bekommen.

Da die Rundschau bei vielen Leuten so viel wert ist, so schicke ich $1.00 ein für ein Exemplar Rundschau an einen neuen Leser, nämlich Gerhard H. Schapansky, Box 203, Morden, Manitoba. (Herzlich Dank für den neuen Leser. Die Rundschau wird sofort geschickt werden. Ed.)

Bernhard P. Wiebe.

Meister, fragst du nicht danach, daß wir verderben?

Erheben wir nie, auch nicht in unsern Herzen, dieselbe Beschuldigung gegen unsern Herrn? Wenn wir in einer schweren Prüfung stehen und die Prüfung wird schwerer und schwerer, und er kommt nicht, uns zu retten; wenn wir scheinbar von den Wogen der Widerwärtigkeit in die Tiefe versenkt werden, und keine Erlösung von ihm kommt, sagen wir dann nie: „Jesus kümmert sich nicht um mich, obgleich ich umkomme"? Wenn wir lange und mit Ernst um Befreiung von einem schweren Kreuz oder um Erleichterung einer schweren Last bitten, und keine Erhörung kommt, steigt dann nie der Gedanke in uns auf, daß Jesus uns nicht hört und nicht zu uns kommt? Die Jünger hatten etwas zu lernen, zunächst, wie hilflos sie in sich selbst in den Gefahren der Welt waren. Dann, daß Christus sie allein erretten konnte. Sie konnten diese Lektionen nicht anders lernen als im Sturme, da der Meister schlief.

Aus Rußland.

(Aus dem „Volksfreund."

Brief aus Simferopol. Am 13. Januar, Sonnabend, fing der Kampf zwischen den örtlichen Bolschewiki und den taurischen Soldaten an. Auf der Station fiel der erste Schuß und bald war der Kampf auf allen Straßen der Stadt entbrannt. Furchtbar gings her! Ein jeder von den friedlichen Bewohnern der Stadt suchte in eiliger Hast mit heiler Haut seine Wohnung zu erreichen. In Sodom kanns fast nicht toller hergegangen sein. Nach kurzem Kampfe bemächtigten sich die Bolschewiki des Arsenals und nun war der Sieg auf ihrer Seite. Der ganze tartarische Stab, Offiziere und Soldaten suchten durch Flucht ihr Leben zu retten. Tschelebiew und Sejdamet (Regimentschef) sind eingesperrt. Sonntag kamen Matrosen und Arbeiter von verschiedenen Fabriken und hielten Jagd auf Offiziere und Soldaten. Letztere wurden entwaffnet und die Offiziere erschossen, besonders war kein Pardon für die, deren Namen man in der Liste des tartarischen Stabes eingetragen fand. In jedem Hause wurde nach Offizieren und Soldaten gesucht. Bei mir waren sie des Nachts. Man fühlt sich dann gar nicht veranlagt zu scherzen, wenn man aus dem Schlafe geweckt und vier bewaffnete Matrosen die Wohnung betreten. Uebrigens benahmen sie sich höchst anständig und glaubten mir, was ich ihnen sagte. Alle Gewehre wurden abgenommen, d.h. von den friedlichen Bewohnern, die nicht Teil am Kampfe nahmen.

Viele Offiziere sind erschossen, leider auch drei von den örtlichen, reichsten Kaufleuten: Franz Franzowitsch Schneider, Deutscher, der wohl im ganzen Gouvernement bekannt ist, Bulatow und der älteste von den Besitzern der Konservenfabrik Schischman. Alle drei wurden auf der Straße erschossen. Viele von den reichsten Kaufleuten flüchteten und die meisten sind verhaftet, jetzt aber schon vom Militär-Revolutions-Komitee freigelassen. Ihnen wird zur Last gelegt, daß sie sich in die Kampfdruschina eingeschrieben und große Summen gespendet haben zur Unterhaltung des tartarischen Regiments. Gestern wurde der Militärchef Schwarzmann auf der Straße von 4 Matrosen erschossen.

Heute waren die Magazine geöffnet. Die Tramways gehen. Auf allen Straßen wimmelt es von Matrosen, Soldaten, Fabrikarbeitern, die alle bis an die Zähne bewaffnet sind. Publikum ist wenig, Damen mit Hüten und Herren mit steifen Kragen fehlen. Alle gehen sie demütig in den einfachsten Kleidern gekleidet. Niemand will als Bourgeois gelten.

Geschossen wurde heute nicht. Nur jetzt, während ich dieses schreibe, fällt hin und her auf unserer Straße ein Schuß. Man erhebt sich immer etwas von seinem Sitz, wenn es ungefähr einen Schritt vom Fenster losdonnert. Wie froh begrüße ich

den Morgen, wenn die lange, lange Nacht vorüber ist. Am meisten fürchten wir die nächtlichen Hausuntersuchungen.

Im Kreise soll es toll hergehen. Mehrere von den Gutsbesitzern sollen erschossen worden sein. Uebrigens werden ja darüber andere berichten.

Der Stationschef von Simferopol ist auch erschossen, weil er den Tartaren Mitteilung machte, daß von Tula nach Sewastopol 1800 Flinten und 39000 Patronen transportiert werden. Diese Fracht wurde von den Tartaren in Besitz genommen und den 13. dann wieder von den Bolschewiki zurückerobert. Also an Flinten und Patronen ist kein Mangel.

Die Teuerung hat etwas nachgelassen. Fleisch kaufte man heute für 1 Rbl. 60 Kop. pro Pfund, während man früher für Schweinefleisch 3 Rbl. das Pfund zahlte. Zündhölzer waren 2 Rbl. 50 Kopeken das Zehntel, jetzt 25. Kop.

Mit der Einnahme von Simferopol ist die ganze Halbinsel in den Händen der Bolschewiki, da die andern Städte wie Jalta, Kertsch und Feodoßia schon einige Tage vorher erobert wurden und somit hat die tartarische Regierung ein Ende mit Schrecken genommen.

Von den örtlichen Zeitungen erscheint nur „Priboj"; „Krimskaja Potschta" und „Jushnyja Wedomosti" sind geschlossen.

John M. Hübert.

Räuberüberfälle, Tiegenhof, bei Ssofijewka, 6. Jan. 1918. — Es sind hier schon eine Zeitlang viele nächtliche Einbrüche oder Ueberfälle vorgekommen. In Schönfeld bei H. Thießen wurden einige Wochen vor Weihnachten unter großem Geschrei Türen und Fenster sehr zerschossen und auch die Wände durch die Kugeln etwas ruiniert. Frau Thießen wurde am Ohre leicht verwundet. Dann hatten die Räuber den großen, sehr schweren Geldschrank zum Fenster hinaus auf den Schlitten geworfen. Sie waren wohl in der Meinung, in dem Schrank 60 bis 70,000 Rbl. zu finden, weil Thießen in ein paar Wochen sehr viel Getreide abgeliefert hatte. Es sollen daselbst aber nur etwa 2—3000 Rbl. gewesen sein. Später wurden bei J. Thießen Gold, Uhren u. a. genommen; bei J. Rempel, Neuhorst, an 5000 Rbl., Uhren usw. Bei H. Epp sind sie am zweiten Feiertag abends gewesen. Epps waren nicht zu Hause und wurden bei ihnen daher nur Kleinigkeiten genommen, sowie etwas Kleider; bei P. Schröder Geld, Pelz und Uhren, bei P. Rempel sind sie später wohl auch gewesen.

Abends, kurz vor 9. Uhr, die Jungen wurden gerade zum Abfüttern gerufen, kamen fünf Kerle mit furchtbarem Fluchen, die Revolver in den Händen, durch den Stall zu uns herein und schrieen: „Hände hoch!" Einer derselben setzte mir gleich den Revolver an die Schläfe und forderte 30,000 Rbl., ging dann aber bis auf 10,000 herab. Hierauf blieben sie stehen. Ich gab ihnen beide Brieftaschen mit Geld, in denen aber nur etliche hundert Rbl. waren. G. E. nahmen sie 208 Rbl. ab, Sara 25 Rbl. und einen Ring. Dann nahmen sie noch 4 Uhren, 2 Brillen, meine besten Schuhe u. a. Sie banden uns die Hände auf den Rücken, sperrten uns jeden einzeln ein und verschwanden wieder durch den Stall. Wir warteten eine Weile. Dann rief ich Gerhard, der fragte sehr hastig, ob mir nichts geschehen sei. Sie hatten nämlich zu Lisa und Gerhard gesagt, sie würden sie leben lassen, aber der Vater sei schon alt genug zum Sterben. Zu mir hatten sie ja auch gesagt, nach drei Minuten solle ich erschossen werden. Aber der liebe Gott hat es nicht zugelassen. Ihm sei Lob, Preis und Dank dafür. Ich rief auch gleich nach Sara, die war in der hintersten Schlafstube eingesperrt, Anna im Saal, ich in Saras Stube. Wir machten uns dann die Hände frei, jeder sich selbst und gingen in den Stall.

Es war auch ein Jude bei uns über Nacht, der wollte gerade seinen Pferden etwas geben. Auch ihm wurde gleich der Revolver vorgehalten und das Versprechen abgenommen, sich nicht von der Stelle zu rühren. G. E. wollte nun gleich nach Bargen gehen und sehen, ob sie vielleicht auch dort gewesen seien, ich ließ es aber nicht gleich zu, da dort welche draußen Wache stehen und ihn erschießen könnten. Es stellte sich dann auch heraus, daß dem so war, denn bei Bargen und Rempels waren 8 Mann gewesen. Gerhard ging dann aber doch. Bei Bärgs mußte sich die Frau ins Bett legen, Bärg sich neben das Bett setzen und Abr. Rempel in die große Stube. So hatten sie noch gesessen, als Gerhard hinkam. Nun gingen sie nach Driedgers. Auch dort waren die Räuber schon gewesen. Ueberall hatten sie etwas Geld genommen, auch Uhren, bei Driedgers noch 2 Pelzmützen und Zeug zu zwei Anzügen usw. Bei B. Fast haben sie auch Geld, Uhren, Decken, Kopftücher und anderes genommen, bei Witwe J. K. bei 500 Rbl. Geld und Uhren, bei G. Th. waren sie schon nicht gewesen. Es war eine schreckliche Nacht. Es wollte sich nicht mehr sehr schlafen, aber wir konnten doch Gott danken für die gnädige Bewahrung und auch für die Räuber beten.

Heute nachts sind die Räuber bei Hildebrands gewesen. Wir haben aber noch nicht gehört, was sie dort genommen haben.

Da von Epps Familie, Rosenhof, heute niemand in der Kirche war, wunderten wir uns. Nachmittags aber hörten wir, daß am Morgen 13 Mann aus Slawgorod zu ihnen gekommen seien und ihnen etwa 10 Schinken, 25 Pf. Butter, etliche Gefäße Eingemachtes und 4 Pferde mit Sätteln genommen haben. Dann mußten sie die Räuber nach Slawgorod fahren und das alles am hellen Tage! So gehts hier jetzt und sie versprechen, noch wiederzukommen und dann kann es ja noch viel trauriger und schrecklicher werden. Ich sagte schon zu den Kindern: „Hätte man uns noch alle Kleider und Betten genommen, so wäre das doch noch viel trauriger gewesen, besonders jetzt im kalten Winter, oder man hätte uns alle Nahrung genommen, so daß wir hungern müßten, oder man hätte sogar Mord und Totschlag verübt. Und wir können ja alles dieses erwarten, wenn es noch so fortgeht.

Es wird erzählt, daß gestern abends auf Kawalicha bei Schönfeld mehrere Chutore beschossen worden seien. Auf Rosenhof hat man gestern bei H. Tießen 4 Pferde, Sielen und Wagen genommen, ebenso bei J. Martens, Tante Neufelds Schwiegersohn, und bei H. Weiß.

Jakob Enns.

Raubüberfall in Andrepol bei Alexandrowsk.

Einem Privatbriefe entnommen: Ihr werdet es wohl schon gehört haben, daß die Räuber uns wieder besucht haben; es war am 29. Dezember, aber nicht so wie das vorigemal; jetzt kamen sie wie die reißenden Tiger. Zum Korridorfenster kamen sie herein und von da durchs Fenster in die Stube; mit großem Geschrei drangen sie hinein. Ich (die Frau des Hauses. Red.) schlief noch nicht, Martens schlief aber schon, aber er hörte es gleich, war aber so erschrocken, daß er nicht wußte, wie er sollte in die Kleider kommen. Ich lief durch die große Stube und Mittelstube, um Heinrich und Johann zu wecken, aber o Schreck, da lag schon Johann auf der Diele und es wurde auf ihn geschossen. Ich schrie zu Jesu und bat Ihn, Er sollte mich doch nicht verlassen; da hörte ich auch schon wie mein Mann in der kleinen Stube schrie, da lief ich dort hin. Da hatten drei Mann ihn im Bette liegen und 3 Flinten auf ihn gerichtet und schrieen: „Geld oder du bist des Todes!" Das Geld, das ich besitze, werde ich euch geben, sagte mein Mann, aber es schien, als wenn sie es nicht hörten. Da kam einer zu mir, hob die Flinte auf und schlug zwei mal auf mich los; ich dachte er würde mich gleich tot schlagen, aber Gottes Hand ließ es nicht zu. Ich blieb stehen, da gingen in der anderen Stube zwei Schüsse los und dann richteten sie die Flinten auf mich und schossen los. Wie mir zu Mute war, kann ich nicht beschreiben, Gottes Gnadenhand bewahrte uns. Mein Mann sagte einige Male zu mir: „Wir sind jetzt des Todes, mitsamt unsern Kindern." Ich dachte nicht anders, als mein Mann liegt tot im Bette, aber mit einemmale kam er auch in die Eßstube, doch weiß wie eine Leiche. Da wurde auch schon wieder in der Mittelstube geschossen, ich hatte die Lampe in der Hand und ging zum Johann, der lag ganz still auf dem Fußboden. Ich schrie: „Mein Kind, bist du tot?" Er rührte sich nicht, ich glaube, er ist ohnmächtig gewesen. Da kamen die Räuber wieder zu mir, ich mußte mit

Fortsetzung auf Seite 11.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

14. August, 1918.

Editorielles.

— Er hat Gott vertraut, der erlöse ihn nun, lüstet es ihn; denn er hat gesagt: Ich bin Gottes Sohn. So spotteten einst die Schriftgelehrten und Hohenpriester am Kreuze Jesu. Welche Verblendung; von Bosheit und Neid erfüllt, hielten sie wirklich an der Meinung fest, Gott werde alles gut heißen, was sie in Erbitterung taten.

— Daß Gott Jesum als seinen geliebten Sohn hochhielt, hatte er ihnen mitgeteilt durch die Stimme, welche sagte: Dies ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören. Und daß er ihn nur auf kurze Zeit verlassen hatte, mußten die Hohenpriester und Schriftgelehrten bald nach seinem Tode erfahren, als die Hüter vom Grabe Jesu kamen und ihnen erzählten was geschehen war. Gott wartet auch jetzt oft mit der Antwort, wenn die böse Welt ihn herausfordert durch Spott gegen ihn und durch Unter die Füße Treten seiner Kinder; aber die Antwort kommt zu *seiner* Zeit.

— Von Teddington wird uns geschrieben, daß die in einer in der Rundschau erschienenen Korrespondenz gemachte Mitteilung von der Verlobung des „alten Franz Dick und der Joh. Saw." nicht der Wahrheit entspricht, ebensowenig die von den „Zahnschmerzen" in demselben Bericht. Wir hoffen, daß solches aus Unkenntnis des wahren Sachverhaltes geschehen ist und nicht in böswilliger Absicht, wie man dort anzunehmen geneigt ist. Wir alle machen Fehler, und so unangenehm sie auch sind, müssen wir einander tragen. Gewöhnlich, wenn einem unserer Korrespondenten ein Fehler unterlaufen ist, und er nicht selbst darauf fällt, helfen ihm andere darauf und er berichtigt es bei der nächsten Gelegenheit. Das mag ihm vielleicht nicht leicht sein, macht sich für beide Teile aber viel besser, als wenn er darüber im Unklaren gelassen wird, bis er es in seinem Blatt lesen muß.

—Vorige Woche erhielten wir drei Nummern des „Volksfreund" vom 21. Dezember 1917, vom 17. und vom 24. Januar 1918 von der Verlagsgesellschaft „Raduga", Molotschansk (Halbstadt) Taurien, Rußland. Man sieht hieraus, wie langsam die Post unter den gegenwärtigen Zuständen arbeitet. Obgleich die Nachrichten, welche diese Blätter enthalten, heute noch wichtig und lesenswert sind, so wären sie für uns doch von weit größerm Wert gewesen, wenn wir sie bald nachdem die Vorfälle sich ereignet hatten, erhalten hätten. Die in dieser Nummer erscheinenden Artikel über die Räuberüberfälle und die Zustände in Rußland sind der Nummer dieses Blattes vom 24. Januar entnommen. Sicherlich haben sich die Verhältnisse dort seit Januar schon bedeutend geändert, doch fehlt es den letzten Berichten nach noch immer an der nötigen Ordnung. Möge die Zeit bald kommen, daß der Herr dem geplagten Lande und der ganzen Welt seinen Frieden schenken kann!

— In der Offenbarung Johannes lesen wir wunderbare Dinge über die letzte Zeit, so unter anderm im 13. Kapitel die Anordnung des „Tiers", daß niemand kaufen oder verkaufen konnte, er habe denn das Mahlzeichen oder den Namen des Tieres, oder die Zahl seines Namens an der rechten Hand oder an der Stirn. Diese Einrichtung erstreckt sich auf alle, „die auf Erden wohnen." Man bedient sich heute und bediente sich auch früher oft gewisser Abzeichen und Worte, so z. B. der Loosung, um Parteiangehörige von Gegnern unterscheiden zu können. Aber ihre Anwendung beschränkte sich in jedem Fall auf eine kurze Zeit, und auf gewisse Klassen der Bevölkerung, während die übrigen Leute nichts damit zu tun hatten. In diesem Falle jedoch sind alle inbegriffen, die auf Erden wohnen. Es wird dann nur zwei Parteien geben, solche, die das Tier anbeten und seine Abzeichen tragen, und solche, die weder das Eine noch das Andere tun. Wenn heute gewisse Nahrungsmittel nur in beschränktem, von der Regierung bestimmtem Maße uns zu kaufen erlaubt ist, und wir mit Sicherheit annehmen können, daß solche Maßregel im Falle der Weiterentwickelung der bestehenden Zustände bald auf alle Bedarfsartikel Anwendung finden wird, so hat das zwar große Aehnlichkeit mit dem nicht verkaufen und kaufen können in der angeführten Schriftstelle, aber es ist heute doch noch ganz etwas anderes, wenn man auch zugeben muß, daß sich die Vorbedingungen zu der vom Tier zu treffenden Einrichtung zu entwickeln angefangen haben. Die heutige Maßregel hat den Zweck, Alle mit dem Nötigsten zu versorgen, und um dieses möglich zu machen, es niemand zu gestatten, mehr als gerade notwendig zu verbrauchen. Jedoch bei jener Einrichtung ist die einzige Absicht, entweder jeden Einzelnen zu zwingen, das Tier anzubeten und sich seinem Willen unbedingt zu unterordnen, oder alle, die dieses nicht tun, unnachsichtlich der Aushungerung preiszugeben. Es wird das ein Kampf sein der Menschheit um die Alleinherrschaft auf Erden und wird geführt werden auf Leben und Tod, um jeden Gedanken an die Oberherrschaft Gottes und alle, die an dieser Lehre festhalten, von der Erde zu verbannen. Diese Zeit wird schwer sein für alle treuen Bekenner; aber auch diejenigen, welche es gern beiden Parteien recht machen möchten, werden keinen leichten Stand haben, denn dann verlangt die lügnerische Welt von ihnen einmal Aufrichtigkeit und rückhaltloses Aufgeben der ohnehin falschen Hoffnung, daß ihr geteiltes Wesen ihnen sowohl ein Recht auf das zeitliche Glück dieser Welt als auch auf die ewige Seligkeit der Kinder Gottes geben werde. Die Kinder Gottes haben sich nicht zu beklagen, wenn die Welt an sie die Forderung stellt, frei zu bekennen, auf welcher Seite sie stehen; Christus will auch ein freies Bekenntnis und unser ungeteiltes Interesse und wird mit seinen Feinden, den Gegnern, und denen, die ihm nur halb angehören wollen, strenge Rechenschaft halten. Müssen die Kinder Gottes denn in dieser Welt um ihrer Treue und Standhaftigkeit willen Trübsal leiden, so wissen sie gewiß, daß diese Leiden nur zeitlich sind und aufhören werden, ja, daß ihr Heiland dazu sehen wird, daß ihre Leiden nicht über das Maß ihrer Kraft steigen, und daß er, nachdem sie bewähret sind, sie mit zur Herrlichkeit erheben wird, wo sie alle ausgestandenen Leiden im Genuß ewiger Freuden bald vergessen werden.

Mit Bezug auf die Worte des berühmten Bakteriologen und Leiters des Pasteurinstituts in Paris, Professor Metchinoffs: „Die wissenschaftliche Welt kennt und hat keinen Krieg. Wissenschaftler sind über politische Unterschiede nud Differenzen erhaben, und die wissenschaftliche Welt richtet, davon unbeirrt, ihre internationalen Arbeiten aus," lesen wir in einem uns vorliegenden Blatte: „Setzen wir nun an die Stelle des Wortes „Wissenschaftler" das Wort „evangelische Christen," und an die Stelle des Wortes „wissenschaftliche Welt" das Wort „christliche Welt," so müssen wir fragen: Soll denn wirklich die Wissenschaft, um den Leidenden Hilfe zu bringen, weitherziger sein als die Religion Jesu und seiner Nachfolger?"—Ob nun die Wissenschaftler auch in dem gegenwärtigen Strudel so erhaben geblieben sind über politische Unterschiede und Differenzen und die wissenschaftliche Welt sich von all dem, was heute vorgeht, sich nicht beirren läßt, mögen sie sich selbst beantworten, daß jedoch die „christliche Welt" in dieser Beziehung hinter der wissen-

schaftlichen Welt soweit zurück bleibt, beweist nicht, daß die Religion Jesu und seiner Anhänger unter dasselbe Urteil fallen. Wir haben es eben nur mit einer christlich übertünchten Welt zu tun, die sich der Lehre Christi nur soweit anschließt, als diese sich ihren Plänen anpassen läßt oder besser, als ihre Pläne sich derselben anzupassen vermögen. Wenn wir bei aufrichtiger und ernstlicher Prüfung finden, daß das Christentum irgendwie oder irgendwo nicht die höchsten Ziele verfolgt, so können wir sicher sein, daß der Fehler nicht bei der Lehre Christi, sondern bei denen zu suchen ist, die verfehlen, seine Lehren genau zu befolgen.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Winkler, Manitoba, den 28. Juli. Werter Editor! Ich kann von hier berichten, daß die Ernteaussichten gut sind. Gerste fängt an zu reifen und der Weizen wird auch wohl in 10 bis 14 Tagen reif sein zur Ernte. Hier liegt Prediger Heinrich Hildebrand schwer krank; er ist vor sieben Tagen operiert worden wegen Blinddarmbeschwerden, und es scheint noch nur langsam besser zu werden. Hoffentlich wird er wieder gesund. (Der Herr gebe es! Ed.) Herzlich grüßend, Jacob Driedger.

Zurich, Montana, den 29. Juli. Einliegend sende ich das betreffende Abonnementsgeld. (Danke, habe es richtig erhalten und wird quittiert werden. Ed.) Von hier ist zu berichten, daß es keine Ernte gibt. Alle herzlich grüßend, Diedrich Harder.

Oswego, Montana, den 24. Juli. L. Br. Wiens! Ich wünsche Dir in Deiner Arbeit mit der ganzen Familie den Segen von oben. Gesund sind wir in unserer Umgegend soviel ich weiß, außer Witwe Dörksen, die einige Tage im Bett gewesen und sehr zusammengefallen ist. Wir leben jetzt in einer Segenszeit, denn wir haben diese Woche alle Tage Regen bekommen, was den Farmern wieder frohen Mut gibt, weiter zu arbeiten. Es war nämlich schon sehr trocken und der Weizen litt schon sehr. Br. Koslowsky fuhr mit Geschw. John F. Thießens nach Poplar zum Tauffest. Es wurden zwei Seelen getauft. Zum Schluß seid alle von uns gegrüßt. Bitte, meine Adresse zu ändern von Oswego nach Lustre P. O. Daniel E. Thießen. (Wir werden es gern machen. Ed.)

Steinbach, Manitoba, den 27. Juli. Werter Editor und Rundschauleser, einen herzlichen Gruß zuvor und Mut und Gottes Segen sei Euch allen gewünscht. Weil es heute regnerisch ist, so kann man draußen nichts anfangen, kann aber zuhause am Schreibtisch sitzen. Das Getreide steht gut, welches nicht zuviel im Frühjahr vom Frost und später von der Trockenheit gelitten hat. Heu gibt e nur wenig. Also sind die Leute auch nicht sehr an der Arbeit damit. Der Regen kam zu spät für das Gras; so wird wohl ein mancher im Winter sparsam füttern müssen, wenn er auskommen will. Doch es gibt Stroh, und dann ist wieder auszukommen. Ja, wir brauchen noch nicht zu klagen und können mit Wahrheit sagen, wir haben noch nie zu klagen gehabt, soweit es das Zeitliche angeht. Wenn wir im Geistlichen nun nicht zu klagen hätten! Aber leider wird dasselbe von vielen so wenig beachtet. Obschon Trübsalswolken am Horizont aufsteigen, geht doch alles seinen alten Gang, als wenn nichts in der Welt geschieht. Jac. N. Dörksen. (Wegen der Zahlung werden wir nachsehen. Dank für die Nachfrage. Ed.)

Los Angeles, California, den 28. Juli. Einen Gruß der Liebe von uns an alle Leser der Rundschau. Wir sind in unserer Familie gesund und wir wünschen es Euch allen von Herzen, auch allen meinen Geschwistern in Manitoba, Canada. Ich denke oft in meinem Sinn an die lieben Eltern, was die doch um uns Kinder Sorge getragen haben, und wo zerstreuen wir uns in der Welt, der Eine hier, der Andere dort, und suchen nach Besserem und kommen immer weiter in das irdische Leben hinein. Man denkt: Du kannst noch dies und das tun, du bist noch jung, du hast noch Zeit. Das ist unerfahren gesprochen; aber so steht es mit uns Menschen. Man geht umher und sucht, und endlich kommen die alten Tage auch näher, wo man gebrechlich wird. Zuletzt drückt das Alter einen nieder, daß er keine Ruhe mehr hat. Dann ist bald dies, bald jenes nicht recht. Der Kopf wird schwer. Aber der Mensch ist irdisch gesinnt, und wir sehen in dieser Zeit so recht, was der Mensch von sich hält und was er denkt. Er ist in Sünden geboren und soll kämpfen, bis er überwunden hat, und Liebe bezeigen, denn das sind die zehn Gebote, die uns Gott gegeben hat. Peter und Anna Harder.

Reedley, California, den 30. Juli. Es ist recht warm. Farmer fahren wieder große zwei- und vierspännige Ladungen Frucht zum Packhaus. Pfirsiche, Pflaumen und Trauben bringen große Preise. Auch wird schon viel Frucht per „Truck" zur Stadt gefahren. Mehrere j. Männer mußten vorige Woche zum Camp und andere sollen vor den Arzt usw. Möchte der gute Gott das Gebet der Kinder Gottes bald erhören, damit dem Blutvergießen möchte gesteuert werden. Es freut mich, daß sich dem Gebet der Kinder Gottes auch verschiedene Organisationen anschließen. „Rotary Club", die ihre Konvention in Kansas City abhielten, faßten einen Beschluß, daß sie jeden Morgen um 11 Uhr beten wollen. Der Vorschlag wird scheinbar im ganzen Lande gut geheißen. Auch in Fresno hat man den Beschluß gut geheißen. — Mutter weilt schon seit drei Wochen in Lodi bei unsern Kindern. Der Gesundheitszustand ist hier jetzt gut; auch Mutter Knaak ist wieder besser. Grüßend, M. B. Fast.

Mission.

Ootacamund, Nilgiris, Indien, den 20. Mai 1918.

„Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße des Freudenboten, der den Frieden verkündigt, der gute Botschaft bringt, der das Heil predigt, der zu Zion sagt: Dein Gott ist König" Jesaia 53, 7.

Endlich schienen die schwersten Regen vorüber zu sein; die warme Sonne und die Winde hatten ihr Möglichstes getan, die Wege wieder einigermaßen fahrbar zu machen, und der Oktobermonat forderte uns freundlich auf, die nötige Tourarbeit zu beginnen. Drei Ochsenkarren standen schon bereit, die nötigen Zelte, Bettgestelle, ein Kasten mit Eßwaren, eine anderer mit christlicher Literatur, Laternen, kurzum alles, was man eben zum Leben braucht — weil man auf keine dieser Dinge in den Dörfern rechnen darf (natürlich, ein Kuh mit ihrem Kälbchen durfte auch nicht dahinten bleiben) — in's Feld zu rücken. Unser erster Besuch galt der etwa 8 Meilen südlich gelegenen Nebenstation, Tudukurti, wo früher Evangelist Kola Johann gearbeitet und von wo er auch in die himmlische Heimat abgerufen wurde, aber nicht ehe er eine schöne Anzahl Christen (15) um sich versammelt hatte. Gegenwärtig hält Sundarama, K. Johann's Witwe und eine andere Bibelfrau namens Marthama das Banner des Kreuzes empor in diesem Dorfe. Da dieses Dorf nahe der Hauptmissionsstation liegt, war unser Auftreten hier nichts Neues, auch unsere Absichten waren allen wohlbekannt und wir haben Ursache anzunehmen, daß die Scharen von Zuhörern nicht allein aus Neugierde, sondern in manchen Fällen aus tiefem Herzensverlangen nach dem lebendigen Gott, während der Tage unsers Weilens an dem Orte aufmerksam lauschten.

Ehe wir von hier wegfuhren, hatten wir die Freude vier gläubige Seelen zu taufen, was den früheren Christen hier und auch uns zur Aufmunterung gereichte. Unter den Christen dieses Ortes sind vier Witwen, die sich während all dieser Jahre (8), trotz Armut und Kastenbann, ohne besondere Mithilfe, außer ab und zu etwas Arbeit, die wir imstande waren ihnen zu geben, erhalten haben, was in Indien nicht Regel, sondern Ausnahme ist.

Einer der ersten Christen dieses Dorfes, namens Pullia, hat uns durch sein festes, entschlossenes Wesen schon manche Freude und dem Christentum Ehre bereitet. Er ist ein Mann der den Unterschied zwischen Einst und Jetzt klar erkennt und nicht geringen Einfluß hat; leider ist er etwas zu schnell bereit seine Meinung

zu sagen, und da es ihm dabei noch an Takt mangelt, hat er auch schon mehr als einmal die Folgen davon tragen müssen.

Als wir auf einer andern Missionsreise neben einem großen Dorfe in unseren Zelten wohnten, stellte es sich wieder heraus, daß man auch in Indien nicht alles sagen sollte, was man gelernt hat. Pullia wurde hier ins Dorf geschickt, um Kleinigkeiten für unseren Bedarf einzukaufen. Pullia kannte weder die Leute hier noch sie ihn und doch meinte er deshalb hier eben so frei und offen sein zu dürfen wie er es in Nagarkurnool sein durfte, wo er aber seit einigen Jahren als Christ bekannt ist. Wie er es gewöhnt war, trat er nun ohne weiter zu fragen einfach unter das Dach des Ladens, der in Indien meistens nach der Straßenseite offen steht, direkt vor den Händler. Dieses tut man in diesem Lande nur dann, wenn man zur selben Kaste gehört oder doch gut bekannt geworden oder Freund ist, soweit dieses unter indischen Verhältnissen möglich sein kann. „Bin ich doch ein Christ und gehöre ich doch zu den Missionaren und endlich werden sie sich ja sicher um mich kümmern, sollte ich in Schwierigkeiten hinein kommen," so etwa wird auch Pullia mit sich selber beraten haben, wie man es so oft unter den Christen findet. In dieser Beziehung gerade haben unsere lieben Christen dieses Landes noch manches zu lernen. Seit Jahrhunderten unselbstständig, ja tatsächlich die Sklaven der höheren Kastenleute gewesen, wissen sie nicht immer, wie weit sich ihre Grenzen der christlichen Freiheit erstrecken, und müssen dann oft durch bittere Erfahrungen besser lernen. In dieser Verbindung fällt uns die Warnung des Apostels Petrus ein: „Als Freie, und doch nicht solche, welche die Freiheit zum Deckel der Bosheit brauchen, sondern als Knechte Gottes" 1. Petrus 2, 16. Der Händler fuhr Pullia hart an, ihn beschuldigend, daß er als Madiga (Einer der zur Schuhmacher Kaste gehört, oder als kastenlos betrachtet wird), es sich erlaube, so frech zu sein und unter sein Dach zu kommen. Pullia begann nun sich zu verteidigen, indem er behauptete, er sei kein Madiga sondern ein Christ. (Hätte Pullia sich nach dieser Erklärung bescheiden zurückgezogen, so wären ihm einige Schmerzen erspart geblieben, doch das war eben nicht Pullias Weise) und wenn schließlich Madiga, so fuhr er fort, sage nicht ein Sprichwort: „Zwischen Madiga und Zaliwaru (Seidenweber) sei kein bhedamu, (Unterschied)" usw. doch ehe Pullia sein Sprichwörtlein ganz hergesagt, hatte der Händler eine seiner Sandalen erwischt und ließ sie mit aller Wucht auf Pullias Nacken nieder. Dieser wußte, was unter solchen Umständen das Beste sei und ergriff die Flucht. Ganz erschöpft kam er bei unserem Lager an und zeigte uns seine Hiebe, die bis jetzt recht aufliegend geworden waren, und mit Eifer und vollem Ernst versuchte er nun, seine Unschuld zu beweisen und verlangte sehr dringend, wir sollten ihm jetzt zu seinem Rechte verhelfen, daß er nur die Folgen seines voreiligen Redens erfahren habe, wollte er garnicht recht begreifen. Durch die Vermittelung eines uns freundlich stehenden Beamten sah der Händler endlich auch sein Verbrechen ein und bat um Verzeihung.

Am Nachmittage brachen wir auf um vor Nacht Yennacherla, unsere andere Nebenstation zu erreichen. Da wir den Weg dorthin nicht wußten, schickte der Oberste des Dorfes einige Männer mit uns, auch kam er selbst noch einige Meilen mit und half uns durch einen Sumpf. Als wir gerade in ein kleines Dörflein einfuhren, kamen uns zwei Eilboten nachgelaufen; es waren zwei unserer größeren Schulknaben, die uns wieder frisches Brot und Gemüse brachten. Auch war unsere ausländische Post unterdessen angekommen, die wir hier, während sich fast das ganze Dörfchen um unseren Karren ansammelte, eilig durchsahen. Unter andern erhielten wir auch die schmerzliche Nachricht, daß unsere l. Großmama Mandtler heimgerufen worden sei. Im fernen Indien, weit ab von allen Spuren der Zivilisation, unter einem im Götzendienste versunkenen Volke, die Nachricht vom Abscheiden unserer Lieben im fernen Heimatlande zu erhalten, verursacht eigentümliche Gefühle, und doch tragen sich irdische Verluste immer am leichtesten, wenn man sich auf solchen Wegen befindet, von denen man glauben darf, daß sie unserem Herrn Jesus wohlgefallen.

Der sehr schlechten Wege halber kamen wir nur langsam voran und lange ehe wir unser Reiseziel sehen konnten, war das letzte Abendrot verschwunden; auch mußten wir den sonsthin schon schlechten Weg beiseite liegen lassen, und die allgemeine Richtung einschlagend, steuerten wir dem uns unbekannten Dorfe zu. Jetzt wurden uns die mitgeschickten Wegführer doppelt wertvoll, blindlings vertrauten wir uns diesen an. Es ist merkwürdig, wie viel Vertrauen Menschen einander wirklich schenken und schenken müssen, um mit und nebeneinander fertig werden zu können. Welch eine wichtige Sache ist es doch um das gegenseitige Vertrauen! In diesem Falle waren es zwei mehr denn halbnackte, völlig ungebildete Götzendiener, denen wir uns anvertrauten. Und endlich, nachdem wir über manchen Steinhügel hinüber, durch manche Schlucht hindurch, Getreidefelder gekreuzt hatten— am fernen Horizont vor uns sahen wir schon das südliche Kreuz langsam aufsteigen—erreichten wir nach 9 Uhr unser Ziel. Unsere Ochsenkarren mit Zelten usw. waren aber weit zurückgeblieben, und da wir auch kaum damit rechnen durften, daß wir uns vor früh Morgens mit diesen zusammenfinden würden, so machte es sich Anna mit Heinrich auf dem Ochsenkarren so bequem als möglich, während ich auf einem Bette des dort stationierten Predigers neben dessen Hause wir hielten, zu ruhen versuchte. Erst nach Mitternacht kamen auch die Zelte und wir waren dankbar als wir uns am andern Morgen alle wohlbehalten wieder trafen. Schon früh des Morgens suchten wir uns einen geeigneten Platz, unsere Zelte aufzustellen. Obzwar wir hier zum ersten Male unsere Zelte aufgestellt hatten, so war die Botschaft, die wir brachten, doch nicht mehr ganz fremd, denn schon einige Jahre lang bemühte sich Evangelist Paul, sie diesem und den Nachbardörfern zu verkündigen. Vier Evangelisten nebst Br. Paul, der hier stationiert ist, und ich versuchten diese Bevölkerung während der folgenden vier Tage mit dem wahren Gott bekannt zu machen. Weil man die größten Scharen entweder früh morgens oder spät abends erreichen kann, so teilten wir uns die Zeit etwa so ein: Schon vor Sonnenaufgang besuchten wir eines der naheliegenden Dörfer, wo wir meistens im Mittelpunkte desselben, durch Singen einiger Lieder begleitet von Zimbeln und Trommelschlag eine große Anzahl Männer, Kinder und oft auch Frauen herbeieilen sehen. Wenn es nun vorkommt, wie es oft der Fall ist, daß wir unbekannt sind, so dauert es länger bis die Leute frei genug sind um nahe herbei zu kommen. Man sieht sie aus der Ferne, in den Türen ihrer Häuser stehen und neugierig zu uns herüberschauen, oder schüchtern über die Mauer, oder auch von den Hausdächern uns beobachten. Wenn wir den Obersten des Dorfes bewegen können, sich neben uns zu setzen, so haben wir bald auf eine nette Versammlung zu rechnen und wenn sie darauf näher gekommen sind, bitten wir sie, sich zu setzen, hoffend, daß wir sie so länger bei uns behalten werden können; dieses tun sie aber nur, wenn sie bescheiden sein wollen und wenn auch wir uns setzen. Jetzt steht einer der Evangelisten auf und in wenigen Worten legt er ihnen die Absicht unseres Besuches vor. Wir sind keine Bettler, wir sind keine Betrüger, auch nicht Regierungsbeamten, die gekommen sind entweder Reis oder Geld zu verlangen, so sagt er, wir sind Knechte des wahren Gottes, der uns alle erschaffen hat. Während dieser kurzen Vorrede nicken sie zu Paaren mit den Köpfen, lächeln und machen auch ab und zu Bemerkungen beweisend, daß sie verstanden haben, und die Tatsache, daß sie sich gemütlicher nielassen, zeigt uns, daß ihr Mißtrauen mehr geschwunden ist, und wir haben in den meisten Fällen eine aufmerksame Zuhörerschar. Unter Abwechslung von Gesang spricht ein Evangelist nach dem andern und versucht diesen armen in der einfachsten Weise die Botschaft vom Kreuz klar zu legen. Dieses ist aber nicht so einfach wie es manchem scheinen möchte. Spricht man von Sünde, so steigt bei meinem Zuhörer vielleicht die Frage auf, ob er, wenn er ein Ackersmann ist, die Arbeit aufgeben solle, denn daß es Sünde ist einen Ochsen zu schlagen, hat er oft gehört, ist ein Ochse nach seinen Be-

griffen doch heilig usw., daß er aber gesündigt hat, indem er seinen Nachbar oder seinen Knecht übel zerschlagen hat, ist ihm bisher garnicht in den Sinn gekommen. Daß Diebstahl, Trunksucht und dergleichen Sünden sind, will ihm garnicht klar werden, aber daß er sich grob verunreinigt hat, wenn er als Kastenmann jemand aus einer geringeren Kaste berührt hat, dieses darf ihm niemand zuerst klar machen; dieses ist der Höhepunkt ihrer Idee von Heiligkeit. Bei ihm ist keine Erkenntnis der biblischen Begriffe über Sünde. Alles was er tut ob gut oder böse mußte er tun, hat es ihm doch Brahm bei seiner Geburt auf die Stirne geschrieben, was ihm im Leben begegnen mag trägt er ohne Widerrede, da ist er also frei von Verantwortlichkeit und aller Widerstehungskräfte und Strebsamkeit beraubt. Spricht man zu ihm von Gott, so stößt man auf noch größere Hindernisse. Obzwar sie im Allgemeinen wissen, daß wir immer gegen die Vielgötterlehre und für den einigen wahren und lebendigen Gott im Himmel auftreten, so ist es doch weit von leicht, es ihnen klar zu machen, wer der Gott ist. Ihre Begriffe von Allmacht, Liebe und Heiligkeit sind so arm, daß sie hier nur sehr langsam folgen können. Was während unseren Ansprachen über all diese Hauptwahrheiten der Bibel in ihren Herzen vorgeht, kann man schlecht merken, besonders weil der Hindu überaus zurückhaltend und verschlossen ist; man muß ihn suchen und herausfordern ehe man weiß wer er ist. Wohl sehr selten kommt es vor, daß wir die Frucht unserer Aussaat sofort sehen. Es ist vor allen Dingen hier ein Säen auf Hoffnung und doch beobachten wir wie einer uns so unverwandt anschaut, als ob er uns jedes Wort von den Lippen nehmen möchte; ein Zweiter hat seine Zigarette, die er beim Ankommen tapfer rauchte, die aber während des Anhörens stille niedergelassen ist; ein Dritter wendet sich hastig um und versucht einen seiner Mitzuhörer, der laut zu sprechen begonnen hat, zu beruhigen; dies alles liefert uns den Beweis, daß wir auch denkende, ja hungrige Zuhörer vor uns haben, an deren Herzen vielleicht zur Zeit der Heilige Geist arbeitet.

Oft nach der ersten Versammlung im Mittelpunkte des Dorfes, wo in manchen Fällen alle Kasten, wenn auch nur spärlich vertreten waren, gehen wir zu den Malas oder Madigas, wo wir dann noch eine nette Zuhörerschar finden. Um etwa 10 bis 12 Uhr gelangen wir wieder zu unserem Lager, wo wir oft auch eine große Anzahl Kranke antreffen, die während unserer Abwesenheit nach Medezin gekommen waren. Meine l. Frau hat in manchen Dörfern über 200 Patienten in einem Tage behandelt. Ehe ihnen leibliche Hilfe und Linderung verabreicht wird, erzählt man ihnen von dem eigentümlichen Zwecke unseres Kommens und von dem großen Arzt, der die Sündenkrankheit heilen kann und ich habe fast noch nie aufmerksamere Zuhörer gefunden, als eine Anzahl solcher, die leibliche Not zu uns getrieben hatte.

Von etwa 4 bis 5 Uhr nachmittags kommen alle Evangelisten wie auch sonstige Arbeiter, die mit uns gekommen, und oft auch manche Christen des Dorfes neben welchem wir zur Zeit wohnen, unter dem Flügel unseres Zeltes zusammen zu einer Bibellesung und Gebet, ehe wir nachdem es finster geworden, ins Dorf gehen. Diese Weise wiederholen wir täglich, so daß wir in drei bis vier Tagen fast alle Bewohner des Dorfes mit der Friedensbotschaft erreicht haben.

Was uns in diesem Dorfe sonnderlich ermutigte und zu Hoffnungen berechtigte, war die Tatsache, daß die Einwohner viele Evangelien und andere christliche Schriften kauften, die, wie wir glauben, das gehörte Wort der Predigt vertiefen und auf den rechten Weg führen können.

Ehe wir dieses Dorf verließen, durften wir noch zwei Jünglinge, die seit mehreren Monaten an Jesum gläubig geworden waren, taufen. In einem großen Teiche in der Nähe des Dorfes fand das erste Tauffest in dieser ganzen Umgegend statt und da wir unser Vornehmen schon am vorigen Tage bekannt gemacht hatten und auch weil wir zum Wasser durch einen Teil des Dorfes gehen mußten, so fanden sich viele Zuschauer ein, denen dieses eine neue Erfahrung war. Auf dem hohen Damme des Teiches standen sie nun und beobachteten eine jede Handlung und lauschten der kurzen Taufrede. Das Wasser war still und klar, auf der andern Seite stand eine Anzahl weißer Fischreiher, als ob auch sie die Ahnung hätten, daß hier eine wichtige Handlung vor sich gehe, und während dieser feierlichen Stille wurden die Erstlinge dieses großen Dorfes im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft und traten so öffentlich heraus aus den Reihen der Götzendiener und hinein in die Reihen derer, die den lebendigen Gott dienen. Möchten noch viele andere diesen ersten folgen!

Gerne wären wir noch zur dritten Nebenstation, Karpamula, gefahren, doch sollte am folgenden Tage das mohammedanische Fest Mahorrum beginnen, während welchem die Feiernden oft alle Schranken übertreten und sich manche Grobheiten erlauben. So hielten wir es für das Weiseste, uns nicht dieser Gefahr auszusetzen und lenkten unsere Schritte der Missionsstation zu, die wir auch am Abend desselben Tages erreichten und alles wohlerhalten wieder fanden, nur daß die Beulenpest unterdessen in der Nachbarschaft ausgebrochen war. **Fortsetzung** folgt.

D. F. Bergthold.

Zahle nie eine **beleidigende Bemerkung** mit gleicher **Münze**. Es ist das zweite **Wort**, nicht das erste, das **Zank** anrichtet.

Fortsetzung von Seite 7.

ihnen gehen und einpacken helfen. Sie haben alles geraubt: Betten und Kleider, Nähmaschinen, alles wurde in Laken gebunden, dann schossen sie noch zwei Mal, aber beide Schüsse gingen in die Wand. Dann holten sie beide Söhne und befahlen, sie sollten anspannen. Johann bat die Räuber um ein paar Hosen und Stiefel, da gaben sie ihm dieselbigen. Als sie aber anspannen wollten, öffneten die Arbeiter nicht den Stall (es waren österreichische Kriegsgefangene) da schlugen sie auf unsern Sohn los, schlugen ihm drei Zähne ein und eine ziemliche Kopfwunde. Er fuhr einige Tage zum Arzt. Jetzt sind wir auf dem Wege der Besserung. Gottes Gnadenhand hat uns vor einem schrecklichen Tode bewahrt. Die Rechte des Herrn kann alles wenden. J. M.

Raubüberfälle auch Mord- und andere Gewaltaten werden aus den verschiedensten Gegenden gemeldet. In der Krim soll der Gutsbesitzer Heinr. Bäsler erschossen sein. Die nähere Umstände sind uns unbekannt. In Alexandrowsk wurden N. Siemens, früher Dorfsschulze in Schönwiese mit Familie gebunden und aus dem Hause alles geraubt. Wir wagen aber nicht, die verschiedenen Gerüchte zu bringen, auch wenn sie anscheinend aus sicherer Quelle kommen, weil dann doch meistens gewisse Einzelheiten nicht stimmen. Wir bitten aber die zunächst Beteiligten, oder sonst jemand aus der Nähe, uns die Tatsachen kurz mitzuteilen.

Bekehrte Chinesen beten um Regen.

Ein Missionar schreibt: Während der ersten Sommermonate gab es keinen Regen im mittleren Hupe. Zehntausend Reisfelder wurden gelb und kränkelten aus Mangel am nötigen Wasser, während die Hungersnot mit all ihrem unsäglichen Elend wie ein Gespenst vor den Augen der Dorfbewohner aufzusteigen schien. Ganz natürlich folgten die Leute in ihrem Verlangen nach Hilfe den heidnischen Gebräuchen ihrer Vorfahren. Eine beliebte Maßnahme in Zeiten der Dürre ist das Aufmarschieren eines Hundes durch die Straßen vor dem Dorfgötzen her, welche Idee mit einem chinesischen Sprichwort stimmt: „Ein lachender Hund bringt Hilfe vom Himmel." Diese Methode und viele andere wurden wochenlang befolgt, doch der Himmel zeigte keine Wolken, kein Regen fiel.

Eines Tages wurde sich unser Evangelist, ein älterer Mann von großer Frömmigkeit und voll Glauben, klar, daß Gott vor den Heiden verherrlicht werden könnte. Er berief daher eine Versammlung in unsere Kapelle und lud alle Einwohner des Ortes, die gerne kommen wollten, ein, mit Christen zum lebendigen Gott zu beten. Der Evangelist las die Erfahrung des Elias, als er um Regen betete, worauf die Gläubigen sich in der ernsten Bitte vereinigten, daß Gott hören und

erhören möge, wenn sein Name dadurch verherrlicht werden würde.

Die Versammlung schloß, und die Leute kehrten in ihre Häuser zurück; sie beobachteten scharf, ob sich ein Zeichen von Regen finden lasse. Gegen Abend sah man eine kleine Wolke aufsteigen, deren Erscheinung ihren Glauben so stärkte, daß einige ihre Fenster und Türen verschlossen, bevor sie sich zur Ruhe begaben. Sie wurden auch nicht getäuscht, denn während der Nacht fiel der so nötige Regen in Strömen, und die lebenerhaltende Reisernte war gerettet. Viele Götzenanbeter wurden von der Kraft unsers Gottes überzeugt, und einige entschlossen sich sofort, sich auf die Seite der Gemeinde zu stellen. So werden wir daran erinnert, daß der Gott, der zu Elias' Zeiten lebte, heute derselbe ist, und daß der Glaube derer, die ihre Götzen verlassen haben, seine allmächtige Hand bewegt.

Palästinas Aufschwung.

(Christlicher Botschafter.)

Von Palästina wird berichtet, daß die großen Veränderungen, die seit Ausbruch des Krieges in Palästina vor sich gegangen sind, Zeichen davon sind, daß Gott Vorbereitungen trifft, seine Verheißungen zur Erfüllung zu bringen. Es mangelte dort sehr an Verkehrsmitteln; und was der „unaussprechliche Türke" in einem Jahrhundert nicht fertig gebracht haben würde, haben andere Mächte in wenigen Monaten zustande gebracht. Gerade Militärwege sind in der Wüste gebaut worden. Die Bagdad-Bahn ist durch das südliche Judäa bis in die Region des Suez-Kanals ausgedehnt worden, und eine Eisenbahn führt von Jerusalem durch Hebron und Beerseba nach einem Orte nahe dem Suezkanal, von wo die Spur weiter in die sinaitische Halbinsel geht. Es wird behauptet, daß im Zeitraum einer Woche Truppen und Kriegsmaterial von Konstantinopel nach dem Kanal transportiert werden können. In der Wüste, in welcher es früher nur hier und da einige Wasserpfützen oder Brunnen mit fast ungenießbarem Wasser gab, sind in gewissen Abständen artesische Brunnen gegraben worden, welche reichlich gutes, kaltes Wasser liefern, und durch das Ueberfließen dieser Brunnen blüht die Wüste wie eine Rose. In Berseba standen vor einigen Monaten nur vier elende Beduinenhütten nahe dem alten historischen Brunnen des Patriarchen. Heute steht dort eine Stadt mit Tausenden von Einwohnern, elektrischem Licht, Kriegsmagazinen, Automobilschuppen usw. Hebron ist eine wichtige Stadt geworden, deren Einwohnerzahl sich verdoppelt hat. Das Grundeigentum ist dort bedeutend im Preis gestiegen und ein moderner Park ist angelegt worden. In der Stadt pulsiert das Leben, und das ganze Palästina steht augenscheinlich im Anfang einer neuen Auferstehung.

Fortschritt in China.

Diejenigen, die das China von 50 Jahren zurück nicht kennen, haben wenig Begriff von den großartigen Veränderungen in materieller, intellektueller und geistlicher Hinsicht, welche in China stattgefunden haben. Ein Schreiber in einem Missionsblatt sagt: „Bis vor kurzem hatte China niemals öffentliche Versammlungen; der Redner war unbekannt. Bis vor etwa fünfzehn Jahren gab es in ganz China weder eine öffentliche Halle oder ein Auditorium, außer den christlichen Kirchen oder Kapellen."

Die Chinesen verließen sich bezüglich ihrer Kenntnisse und Ideen nicht auf das gesprochene,sondern auf das gedruckteWort. Die Achtung der Chinesen vor allem Gedruckten ist sprichwörtlich. Der unwissende Kuli auf der Straße wird ein Stück von einer Zeitung aufheben, es sorgsam abwischen und es aufbewahren, wo es nicht wieder unter die Füße getreten wird. Buddhistische Priester haben diesen Zug für ihre eigenen Zwecke ausgenützt durch die Verteilung eines Traktates in Foochow, der vorgeblicherweise die Worte enthält, die auf einem Stein erschienen sind, der in der Nähe von Nanking mit einem Blitzschlag vom Himmel herabgekommen sein soll.

Dies zeigt uns die Wichtigkeit einer hinreichenden und wirksamen christlichen Literatur für China und gibt eine Idee von der Bedeutung der Bemhüungen, die gegenwärtig von den Missionsbehörden gemacht werden, diesem Bedürfnis entgegenzukommen. Die Chinesen sind heute hungrig nach westlichen Büchern und lesen begierig christliche Literatur.

Einige Zeichen des Fortschritts werden berichtet von einem Missionar, der vor 36 Jahren nach China ging und jetzt seine Beobachtungen von dem Fortschritt während dieser Zeit und den gegenwärtigen Gelegenheiten niedergezeichnet hat. Rev. A. A. Fulton, ein presbyterianischer Missionar in Canton, sagt, „das China von heute sei so verschieden von dem China vor 36 Jahren, wie der Frühling verschieden ist vom Winter. Nicht, daß aller Schnee und Kälte verschwunden sind, aber die Südwinde wehen und die Herrschaft des Frühlings ist angebrochen. Heute stehen wir den eigenartigsten und großartigsten Gelegenheiten zu ausgedehnter evangelischer Arbeit gegenüber. Was ist nötig, um die Millionen, welche die Chinesen jährlich für götzendienerische und abergläubische Zwecke verausgaben, in christliche Kanäle zu leiten? Mehr Geld wird verausgabt für den Götzendienst, für den Ahnendienst und für die Bestrebungen zur Versöhnung der bösen Geister, als von allen Kirchengemeinschaften in den Vereinigten Staaten gegeben wird, um das Evangelium nach den Enden der Erde zu senden. Wir bedürfen vor allem eine genügende Zahl von tüchtigen Missionaren, die als Leiter und Lehrer dienen können. Sie müssen wissen, wie unmögliche Dinge zu tun, und ihre Hauptaufgabe wird darin bestehen, eine große Körperschaft von tüchtigen chinesischen Predigern und Lehrern heranzubilden. Sie müssen allerlei Missionswerke im Gang bringen, und sie müssen die Chinesen lehren, sich selbst zu helfen. Sie müssen die Chinesen erziehen, denn wenn einmal eine genügende Zahl gründlich erzogener junger Männer vorhanden ist, werden auch die selbstständigen Gemeinden sich mehren. Für jeden Dollar, der jetzt für China ausgegeben wird, werden die chinesischen Gemeinden bald imstande sein, fünfmal soviel aufzubringen."

Die Unruhen in der Ukraine.

Die während der letzten Tage aus der Ukraine eingelaufenen Nachrichten lassen erkennen, daß geordnete Zustände in dieser größten, aus dem russischen Tohuwabohu hervorgegangenen Republick bisher nicht geschaffen worden sind, vielmehr nationale, politische und wirtschaftliche Interessen sich unverändert auf das Bitterste befehden.

Aus allen Berichten scheint sich jedoch zu ergeben, daß die festere Begründung des jungen Staatswesens in erster Linie von einer Regelung der Landfrage abhängig ist. In dieser Beziehung ist ein Aufsatz von Interesse, den Dr. Paul Rohrbach, ein deutscher Schriftsteller, der sich längere Zeit in der Ukraine aufgehalten hat, kürzlich in den „Bremer Nachrichten" veröffentlichte.

„Die agrarische Frage," schreibt er, „ist von so großer Bedeutung für die Ukraine, weil der ukrainische Bauer landarm ist, selbst unter Aufstellung des mitteleuropäischen Standards. Ein Fünftel der Bauernschaft besitzt weniger als einen Hektar Land, — entsprechend 2.47 Acres. Unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen sind mindestens 6 Hektar Land erforderlich, um eine Familie zu ernähren, und dies trifft nur auf Bezirke mit schwarzer Erde zu. In Gebieten, die minder fruchtbar sind, z. B. dem größeren Teil Wolhyniens, ist mehr erforderlich. Höchstens 25 bis 30 Prozent der ackerbautreibenden Bevölkerung sind hinreichend mit Land versehen, der Rest ist entschieden auf Vermehrung seines Landbesitzes angewiesen. Der Umzug der Landbevölkerung nach der Stadt und ihre Beschäftigung dort in der Industrie ist dem ukrainschen Bauern nicht genehm; er will auf ihm gehörendem Land leben, und fühlt sich nur in solcher Lage zufrieden. Die Bewohner von Städten und die Arbeiter in Fabriken und Bergwerken sind fast gänzlich Groß-Russen oder doch nicht-ukrainischen Ursprungs.

Während der Revolution nahmen die Bauern gewaltsam Besitz von Ländereien unter beträchtlicher Schädigung des in dem Eigentum angelegten Kapitals. Die großen Landbesitzer zur Rechten des Dnjepr sind meistens Polen, und zur Linken meistens Groß-Russen und eine Minderheit von Eingebornen der Ukraine. Nur die großen Güter, besonders die der Polen, sind hochkultiviert, die kleineren und mitt-

leren, d.h. solche von ein paar hundert bis tausend Hektar, sind meistens noch schlechter ausgenutzt als die der Kleinbauern. Der ukrainische Bauer sagt in der Regel: „All dieses Land gehörte früher uns; die Polen und Moskowiter haben es uns fortgenommen; indem wir es unter uns verteilen, erlangen wir nur unser früheres Eigentum zurück." Und dieser Gedankengang darf nicht einmal als unbegründet bezeichnet werden. Unter der polnischen Herrschaft wurden Magnaten Millionen Acres Land zum Geschenk gemacht, und die Bauern, ursprünglich frei, sanken zu Abhängigen der polnischen Gutsbesitzer herab. Katharina die Zweite führte sogar die Leibeigenschaft in der Ukraine ein. Zu beiden Seiten des Dnjepr befinden sich Großgrundbesitzer, die über 100,000 Hektaren (247,000 Acres) kontrollieren. Selbst der gegenwärtige Hetman Paul P. Skoropodski, das Haupt der ukrainischen Republik, verfügt über einen ähnlichen Besitz, doch tritt er für weitgehende agrarische Reformen ein. Obwohl im Jahre 1863 die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, ist der ukrainische Bauer, der nur ganz wenig Land erhielt, unverändert von den Großgrundbesitzern abhängig geblieben, u. seine wirtschaftlige Lage hat sich kaum verbessert. Sämtliche politischen Parteien des Landes mit einer Ausnahme, treten für eine Verteilung des anbaufähigen Landes unter die Bauern ein. Die Ausnahme wird von einer kleinen Gruppe der Großgrundbesitzer, Fabrikeigentümer, Kapitalisten und ähnlichen der Bourgeoisklasse angehörenden Personen repräsentiert, welche im Kabinett der provisorischen Regierung sehr stark vertreten ist. Hieraus ergeben sich naturgemäß Mißverständnisse und Zusammenstöße zwischen den sich gegenüberstehenden Interessen, um so mehr als das ukrainische Volk jene Gruppe im Verdacht hat, auf die Russifizierung des Landes hinzuarbeiten. Wie wichtig die Landfrage für die neue Republik ist, beweist die Tatsache, daß von der 35,000,000 zählenden Bevölkerung mindestens 25,000,000 dem Bauernstande zugezählt werden müssen. Obwohl bei der Mehrzahl das Verständnis für nationale Politik noch nicht sehr stark entwickelt ist, steht bei ihr fest, daß nur eine demokratische Republik, welche sich auf den Bauernstand und dessen Stimmen stützt, und für Aufteilung der Großgrundbesitze zu Gunsten der Kleinbauern eintritt. Die Lösung der Landfrage in diesem Sinne wird allem Anschein nach der Ukraine auch nach innen wieder Ordnung und Frieden zurückgeben. D. Staatsanzeiger.

Mit Gott reden zur rechten Zeit.

Ich hatte neulich eine liebe, ernste Christin zu beerdigen, die mir auf dem Krankenlager wiederholt sagte: „Man muß zu Gott gebetet haben, ehe die Leidenstage kommen, nachher ist es zu spät." Dieser Ausspruch ist richtig und gibt zum ernstlichen Nachdenken Veranlassung. Mit Gott muß man sich zur rechten Zeit auseinandersetzen, man muß mit ihm reden zur rechten Stunde. Auf dem Meer ist Sturm. Das Schiff wird wie eine Nußschale hin und her geworfen. Alle Mann werden in das Takelwerk geschickt, um die Segel zu reefen. Wo ist nur Karl, der größte und stärkste unter ihnen? Der Kapitän sucht ihn überall. Schließlich findet er ihn in seiner Kajüte auf den Knieen liegen und Gott um Rettung und Hilfe anflehn. Der Kapitän sagt zu ihm: „Karl, du mußt bei schönem Wetter zu Gott beten, jetzt mach, daß du die Segel reefst!" — Wenn man ohne täglichen, treuen Gebetsumgang mit Gott lebt, ohne Gebet in die Arbeit und die Versuchungen von Fleisch und Welt hineingeht, kommt man in Lagen, wo man plötzlich zu seinem Schrecken merkt, daß man ihnen nicht gewachsen ist. Die eigene Kraft hilft nichts, laute Stoßseufzer steigen nun zum Himmel auf, man meint, solches Schreien könne jahrelange Unterlassung und Verfehlung im Handumdrehen ungeschehen machen. Und wenn man die selbstverschuldeten Nöte nicht wegbeten kann, dann wird mancher irre in seinem Glauben und murrt wider den Herrn, daß er seine Verheißung nicht halte. Da war ein gläubiger Mann, der sich, ohne seine Vernunft zu Rate zu ziehen, ohne sich betend Klarheit über des Herrn Willen verschafft zu haben, ohne auf die Warnungen anderer zu hören, mit geriebenen Geschäftsmenschen in ungöttliche Geldangelegenheiten eingelassen hatte. Die Gier nach einem großen Geldgeschäft, um mit einem Schlage reich zu werden, hatte ihm sein ganzes Denken umnebelt und ihm die Besinnung geraubt. Nach Jahr und Tag zogen sich die Schlingen über seinem Kopfe zusammen; was andere schon längst hatten kommen sehen, trat ein. Nun fing er an zu schreien: „Herr Gott im Himmel, erbarme dich mein, liebster Heiland, laß es nicht zum Bankerott kommen." Als es aber nun doch dazu kam, meinte er, Gott habe seine Verheißung nicht gehalten: „Alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich euch tun." Der Tor, nun sollte Gott im Handumdrehen seine Sünde, sein gottloses Treiben ungeschehen machen. Im 32. Psalm steht das Wort: „Um des willen werden deine Heiligen bitten zur rechten Zeit." Beten zur rechten Zeit, d.h. also vor jedem wichtigen Schritt im Leben beten, vor jeder Entscheidung, vor jeder Wahl sich mit dem Herrn ins Einvernehmen setzen, in die Tagesarbeit und Versuchung hineingehen als solche, die es wissen, daß ihre Kraft aus dem oberen Heiligtum quillt. Von einem Missionar wird erzählt, daß er bei einer gefährlichen Reise durch die Kalahariwüste am Morgen Andacht mit seinen Hottentotten gehalten und sich für den Tag der Obhut des Herrn empfohlen habe. Dann wurde das lange Ochsengespann in Ordnung gebracht, und der Zug setzte sich in Bewegung. Bald darauf ließ ein Löwe im Dickicht sein Schreien vernehmen. Die Hottentotten warfen die Peitschen fort und stürmten zitternd zum Wagen zurück: „Massa, bete, bete, da brüllt ein Löwe." Da sagte der Missionar: „Wir haben uns heute morgen dem Heiland übergeben. Jetzt nehmt eure Peitschen zur Hand und treibt die Ochsen an. Wir brauchen keine neuen Gebete." Und der Löwe ließ sich nicht blicken. — Wer mit seinem Herrn in Ordnung ist, Gebetskräfte und Gebetsübung bei gutem Wetter in guten Tagen sich erworben hat, der wird an bösen Tagen, im Sturme des Augenblicks nicht in Not geraten, sondern gelassen und ruhig bleiben können.

Gottes Wink.

Auf welche Weise uns der Herr aus diesem Leben abrufen will, ob durch ein langes Krankenlager oder durch einen schnellen Tod, das müssen wir ihm anheimstellen. Daß er aber auch vor einem schnellen Tod nach seiner Barmherzigkeit und Treue je und je durch einen besonderen Wink zum Sterben vorbereitet, dafür ist folgendes Beispiel ein Beweis.— Als in der kleinen Dorfgemeinde Apfelfingen Frau Ziegler von ihrem Fenster aus hinüber auf den Friedhof blickte und der Beerdigung eines alten Weibleins zusah, da — wie der Sarg in die Erde gesenkt wird —, drängt sich ihr mit unwiderstehlicher Gewißheit der Gedanke auf: „Das nächste Grab ist dein Grab!" Die Frau — jung und blühend, gesund und kräftig — geht nach wie vor ihrer Arbeit in Haus und Feld nach, die Ernte geht vollends vorüber. Der Herbst kommt mit der Weinlese und seinen mannigfachen sonstigen Geschäften. Der Platz neben dem letzten Grab ist immer noch frei, und immer noch heißt es im Herzen der Frau: Das nächste Grab ist dein Grab! Sie wird von keiner Angst beunruhigt, denn sie weiß sich durch einen lebendigen Glauben wohlgeborgen in der Hand ihres himmlischen Vaters. Aber so manches, was sie in ihrem Haushalt tut und ordnet und noch mehr ihr ernster, zur Ewigkeit gerichteter Sinn deutet es an, daß sie bereit ist. So tritt die rauhe Jahreszeit mit Novemberstürmen und dem ersten Schnee ein. Keinerlei Krankheit zeigt sich in der Gemeinde. Das Jahr neigt sich zum Ende. Mit fleißiger Hand näht und flickt die Frau noch bis nachts zehn Uhr. Sie geht gesund zur Ruhe, schläft einen festen Schlaf bis morgens fünf Uhr. Da wacht sie auf, ihr ist nicht wohl, und in wenig Stunden ist sie eine Leiche. Das nächste Grab ist ihr Grab geworden. Wohl jedem aber, bei dem es heißt, wie bei dieser Entschlafenen:

Deines Winks bin ich gewärtig,
Auch des Rufs aus dieser Welt!
Denn der ist zum Sterben fertig,
Der sich lebend zu dir hält.

Die Wurzel des Bösen.

Ein schlechtes Herz macht den Sünder zu dem, was er ist, und nicht das Lügen, Stehlen und Lästern. Die böse Tat ist nur der äußerliche Beweis der innerlichen Verdorbenheit, welche ihn für alle Ewigkeit verdammen wird, wenn er nicht Buße tut und Vergebung erlangt. Unterdrückung nützt nichts. Unsere Gefängnisse und Besserungsanstalten sind voll von Leuten, welche dem Gesetze gehorchen, weil sie müssen. Das sündenbeladene Herz muß durch das kostbare reinigende Blut Christi geändert werden, bevor man auf eine dauernde Besserung hoffen kann.

Verschließet euer Herz nicht.

Es liegt der Tau in der einen Blume und in der andern nicht. Wie geht das zu? Die eine Blume öffnet früh morgens ihren Kelch, um den Tau einzutrinken, während die andere sich schließt, und an ihren geschlossenen Blättern die erquickenden Tropfen niedergleiten. Gott spendet seine Gnadengaben so mild und reichlich allen Menschen und läßt sie überall niedersinken, wie er den Tau fallen läßt auf die Blumen des Feldes; kommen sie uns nicht zugute, so liegt dies nur daran, daß wir unsere Herzen nicht öffnen, sie zu empfangen.

Ein Geheimnis der Zufriedenheit.

Ein Pfarrer war bekannt durch sein glückliches und zufriedenes Gemüt. Obschon er viel Widerstand erfuhr und zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, sah man ihn doch nie unzufrieden mit seiner Lage oder ungeduldig. Eines Tages fragte ihn ein Freund, der seine Tugendhaftigkeit im höchsten Grade bewundert und es für unmöglich hielt, sie nachzuahmen, ob er nicht so freundlich wäre, ihm das Geheimnis seiner Zufriedenheit mitzuteilen. — „Freilich!" erwiderte der liebe, alte Mann, „es hat gar keine Schwierigkeit, dieses Geheimnis mitzuteilen. Es steht ganz einfach darin, daß ich meine Augen recht brauche!" — „Wie soll ich das verstehen?" fragte der Freund weiter. — „Das will ich dir erklären," sagte er. „In was für einer Lage ich auch immer bin, — vor allen Dingen erhebe ich meine Augen zum Himmel und präge es mir tief ein, daß mein Hauptgeschäft hier darin besteht, in die gesegnete Wohnung dort oben zu gelangen. — Dann blicke ich auf die Erde und halte mir vor, daß ich bei meinem Tode nur ein ganz kleines Plätzchen auf ihr nötig haben werde. — Dann schaue ich die Welt rings um mich her an und bedenke, wie viel Tausende sich da befinden, die in jeder Hinsicht weniger glücklich sind als ich. — So lerne ich, wo das wahre Glück zu finden ist, wo alle unsere Wege ihr Ende finden, und wie wenig Grund ich habe, zu murren oder zu klagen!"

Je älter, je kleiner.

Bei Weltmenschen ist es meist so: je mehr sie ins Leben hineinschreiten und an Jahren zunehmen, desto mehr werden sie sich ihrer Fortschritte und Vollkommenheiten bewußt. Bei den Gotteskindern ist es umgekehrt. Alle gläubigen Herzen werden je länger, desto bußfertiger, je älter, desto demütiger und kleiner. Je mehr dem Tode zu, desto geringer erscheinen ihnen ihre Werke und Leistungen, desto unbedeutender ihr Wissen und ihr Streben. Und wenn der Tod anklopft, getrösten sie sich nicht ihrer Vortrefflichkeit, sondern nur Gottes Barmherzigkeit. Je näher wahre Christen dem Himmel kommen, desto nichtiger erscheint ihnen das Irdisch-Menschliche, desto größer Gottes Heiligkeit und Christi Sünderliebe.

Ludwig Hofacker, der so früh vollendete, geistgesalbte und gottgesegnete Prediger, schreibt kurz vor seinem Tode an seine Freunde: „Wenn der Heiland nicht so getreu wäre, es wäre schon längst aus mit mir. Dies aber freut mich, daß das Blut Christi und seine Gerechtigkeit gilt und für mich spricht ohne mein Zutun. Was werde ich bringen können, wenn ich zu dir komme, mein Heiland? Verleugnung, Kämpfe, Gebetskraft, Treue, Liebe Glauben? Nein, ich kann nichts bringen als dich. Wenn dann dein Auge in Gnaden auf mich siehet, so bin ich geborgen. Siehest du aber in Ungnade auf mich, was ich millionenmal verdient habe, so muß ich in die ewige Finsternis. Doch du bist die Liebe, das ewige Erbarmen."

Danach prüfe dich, wie es mit deinem Christentum steht! Je bußfertiger und demütiger du geworden bist in deinem langen Leben, je mehr du deine Hände ausstreckst nach der erbarmenden Liebe deines Heilandes, desto ernster hast du es mit deinem Christenleben genommen und desto würdiger bist du für das Himmelreich.

Gibt jemand, so gebe er einfältiglich.

Das heißt nur mit der einen Absicht, den Nächsten zu helfen zu Gottes Ehre. Suchen wir aber, wie es nur zu oft geschieht, auch Gunst, Ehre, Anerkennung und unsern eigenen Vorteil dabei, so handeln wir nicht nur einfältig, sondern es ist ein böser Zwiespalt da, der uns und andere des göttlichen Segens beraubt. Und doch, wer ist so selbstlos, so von ganzem Herzen Gott ergeben, daß er sich auch in diesem Stücke immer auch die heilige Einfalt wahren könnte. Wahrlich, jener fromme Gottesmann hatte recht, als er ausrief: „O Gott, vergieb uns auch unsere guten Werke!"

Erzählung.

Thamar, oder Die Zerstörung Jerusalems.

Fortsetzung.

Die ärgste Zuchtrute aber waren die römischen Landpfleger, die das Land aussaugten, beraubten, brandschatzten und unschuldiges Blut vergossen. Der letzte Landpfleger, Gessius Florus, stieß dem Faß den Boden aus, indem er den Juden die Synagogen verbauen und vor dem Eingang derselben heidnische Opfer verrichten ließ, nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Städte ausplünderte, zuletzt sogar an den Tempelschatz seine frevelhafte Hand legte und unter den Juden, die dagegen murrten, ein schreckliches Blutbad anrichtete, ja viele, die sogar römische Ritter waren, geißeln und kreuzigen ließ. Nun gab Eleazar mit seinen Zeloten das Zeichen zum Abfall und offenen Kriege, indem er es durchsetzte, daß hinfort das vorgeschriebene tägliche Brandopfer, bestehend aus zwei Lämmern und einem Stier, nicht mehr für den römischen Kaiser dargebracht wurde, welches seit den Zeiten des Kaisers Augustus für ein Zeichen der Unterwerfung des jüdischen Volkes unter die römische Herrschaft gegolten hatte. Die Partei der Gemäßigten sandte an König Agrippa um Hilfe wider Eleazar und erhielt 3000 Reiter zum Schutze. Dafür wurden sie von den Eiferern von der Teilnahme am Tempel ausgeschlossen, und Eleazar drang, nachdem er seine Anhänger durch Räuberbanden verstärkt, in die Oberstadt auf dem Zion, welche die Gemäßigten inne hatten, ein, verbrannte den Palast des Königs Agrippa und des Hohenpriesters samt den Schuldurkunden, und erstürmte dann die Burg Antonia. Die Truppen des Königs und der Gemäßigten entließ er; die Römer jedoch, welchen er, wenn sie die Waffen strecken würden, freien Abzug zugeschworen hatte, ließ er nachher alle, als sie ihre Wehren abgelegt, niederstoßen, und zwar am Sabbathtage, was in den Augen der Frommen unter den Gemäßigten diesen mörderischen Eidbruch um so greulicher machte.

So wurde die Rache Gottes, die bereits entbrannt war, immer mehr herausgefordert. Allenthalben im jüdischen Lande rumorte und gährte es. Ein Aufruhr nach dem andern, ein Blutbad nach dem andern setzte alles Volk in fieberhafte Aufregung. Auch fielen in Galiläa und Peräa, in Phönizien und Syrien, sogar in Aegypten bereits die Heiden wütend über die Juden her; in Cäsarea allein wurden 20,000, in Alexandria sogar 50,000 Juden hingeschlachtet.

Endlich brach Cestius Gallus, der syrische Statthalter, mit einem großen Heere auf und belagerte Jerusalem. Allein es gelang unter Gottes Verhängnis den Juden, sich seiner zu erwehren, bis er die Belagerung aufhob, und ihm auf der Flucht schwere Verluste beizubringen, sowie alle Römer aus dem Lande zu vertreiben. Und dieser Sieg war es, der jetzt in Jerusalem, wie wir im Anfang berichteten, mit einem so rauschenden Volksfeste, durch Gelage, Musik und Tanz, wie auch durch Dankopfer im Tempel gefeiert wurde. Den Gemäßigten jedoch, sowie auch alten verständigen Leuten war bei dem allen nicht wohl zu Mute, und insonderheit die kleine Herde der Christen in Jerusalem, die sich von allen Aufruhren und Tumulten fern gehalten hatte, trauerte tief über die Verblendung und Verstockung des Volkes, wie über das schauerliche Gottesgericht, welches, wie sie nur zu deutlich sahen, gleich einer schwarzen Gewitterwolke unabwendbar heraufkam.

Thamar und Simri.

Durch den Sieg über Cestius Gallus war den Juden der Mut mächtig gewachsen. Das ganze Land wurde jetzt zur besseren Verteidigung gegen die Römer unter mehrere Anführer verteilt.

In Jerusalem wurden unter der Leitung Eleazars die Mauern ausgebessert, Waffen aller Art verfertigt, junge Mannschaft einexerziert und der Tempelberg mit seinen gewaltigen Mauerwerken noch unangreifbarer gemacht. Während der rastlos tätige Anführer der Zeloten hiermit beschäftigt ist, wollen wir in seine Wohnung eintreten und uns darinnen bekannt machen.

Dieselbe lag in der Oberstadt, auf dem Zion. Die Straße, an welcher sie stand, würden wir kaum eine Gasse nennen, so eng war sie, wie überhaupt alle Straßen Jerusalems. Sie führte nach Osten hinunter und über die aus gewaltigen Felsblöcken erbaute Brücke, die zugleich eine Wasserleitung trug, nach dem Tempelberge.

Das Haus war, wie alle Wohnungen der Stadt, aus Stein erbaut und die Wände von außen und innen mit einer Tünche von Gyps überzogen. Die Türen Fenstergitter und Treppe bestanden aus Sykamorenholz. Es hatte über einem kleinen Keller nur ein Stockwerk mit mehreren Zimmern. Auf dem flachen Dache erhob sich ein Söller oder Oberzimmer, wohin man sich zur Beratung, zum Gebete, zur Erholung und Erfrischung zurückzuziehen gewohnt war, wo man auch Gäste herbergte oder seine Kranken verpflegte, oder Leichen bis zur Bestattung bewahrte. Am Rande lief um das ganze Dach dem Gesetz Mosis gemäß eine Brustwehr oder Geländer. Hinter dem Hause befand sich ein kleiner Garten. Es war offenbar eins der vornehmsten Privathäuser in der Oberstadt. Das Haupt- oder Empfangszimmer war mit bunten Teppichen belegt und mit goldverzierten Spiegeln, silbergeschmückten Marmelgefäßen, Perlmutter, Schildkrötenschalen, bunten Seemuscheln und anderen Gegenständen morgenländischer Pracht reichlich ausgestattet. Ein schöner Tisch aus Marmor mit silbernem Leuchter, ein mit weichen Kissen belegtes Ruhebett und Polster und Sessel, mit Elfenbein ausgelegt, vollendeten die Ausstattung des Zimmers. Und mehr noch als in manchen Häusern ärmerer Juden herrschte hier die äußerste Reinlichkeit. Denn weder Schweine noch andere unreine Tiere durften in der Stadt Jerusalem gehalten werden. Kein Leichnam durfte in der Stadt bleiben, noch die Gebeine eines Verwesten durch die Straßen getragen werden. Aus demselben Grunde wurde außer dem Grabmal Davids und dem der Prophetin Hulda kein anderes Grab in der Stadt geduldet, ebensowenig ein Misthaufen oder sonst etwas, wodurch die strengen Gesetzesfrommen hätten verunreinigt werden können.

In ihrer Wohnung saß jetzt Thamar, die schöne Tochter Eleazars, vor dem Fenster und schaute träumerisch hinaus. Sie hatte, um der warmen, duftigen Frühlingsluft möglichst freien Einzug in das Gemach zu schaffen, das Drahtgitter aufgeschoben. In Thälern, Wiesen und Gründen, wie auch auf Hügeln und Bergen grünte und blühte neues, frisches, lebendiges Leben. Die Blumen hauchten ihre erfreuenden Düfte und die Bäume prangten in ihrer Blütenpracht voller Verheißung auf die kommende Ernte. Und wie in der ganzen Natur, so war es auch im Herzen dieser herrlichen Jungfrau Frühling. Ihr großes schwarzes Auge strahlte vor Glück und feuchtete sich öfter vor Freude. Auf ihren edlen Gesichtszügen spielte das Lächeln einer Seele,

die sich hoch erhoben fühlt im Vorgenuß einer künftigen großen Freude. Sie war eine Braut und eben jetzt versunken in die Beschäftigung die Einzelheiten der nahe bevorstehenden Hochzeit hin und her zu überlegen. Sie saß in ein einfaches Gewand gehüllt, ein großer Ring schmückte ihren Vorderarm und einige goldene Nadeln hielten ihr reiches Haar, das von der zurückgeschlagenen Hauptbinde nur teilweise bedeckt wurde, zusammen. Ein Gürtel von kostbarer Kaschmirwolle, mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen besetzt, schnürte das faltige Gewand um den schlanken Leib zusammen. Ihre Füße waren bar, nur außer dem Hause trug sie lederne Sandalen. Ihr junges Herz pochte und ihr großes Auge schaute sinnend ins Weite.

Eben trat Zilla, die ältere ihrer beiden Mägde herein. Mit diesen hatte Thamar schon zwei Jahre lang, seit dem Tode ihrer Mutter, den ganzen Haushalt ihres Vaters, dessen Gedanken von den Angelegenheiten des Tempels und des Landes Tag und Nacht eingenommen waren, verwaltet und zwar mit solcher Klugheit und Sorgfalt, daß das Herz ihres Vaters sich ruhig auf sie verlassen konnte.

Fortsetzung folgt.

Freund der Wahrheit bleibt man gewöhnlich nur so lange, als sie einem nicht gesagt wird.

Neue Mennonitische Ansiedlung in Central British Columbia.

Die Aussicht ist, daß es bei Vanderhoof und Engen, B. C., herum eine große blühende Mennonitische Ansiedlung geben wird. Es sind dort noch etliche Heimstätten zu haben, und sehr gutes Land ist dort noch für niedrige Preise, und auf sehr leichte Anzahlungen zu kaufen. Es wohnen dort schon mehrere Mennoniten, worunter auch Aelt. Heinrich Voth und seine Kinder von Bingham Lake, Minnesota, sind. Wegen volle Auskunft über Manitoba, Saskatchewan, Alberta und British Columbia, und extra niedrige Eisenbahn Raten wende man sich an **J. C. Köhn**, Canadischer Regierungs Agent, 200 Bee Building, Omaha, Nebraska.